



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

De te fabula narratur.

Eine bildungssoziologische Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieu.

Verfasserin

Karin Prähofer

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Juni 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 297

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Pädagogik

Betreuer:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Alfred Schirlbauer



## **DANKE...**

... für die hervorragende Unterstützung, die erstklassige Betreuung, die motivierenden Worte, die vertiefenden Gespräche, die angeregten Diskussionen, die interessanten Unterhaltungen, ...

Dieser Dank gilt meinem Professor und Betreuer meiner Diplomarbeit:

Dr. Alfred Schirlbauer.

... für das Zuhören, das immer kehrende Sich-vorlesen-lassen, das Gutzureden, das Interesse, den Respekt der Arbeit gegenüber, die Anerkennung, für die Zeit und Unterstützung, ...

Dieser Dank gilt meinem Freund und Begleiter bei meiner Diplomarbeit:

Oliver Leitner.

... für den Glauben an mich und die Liebe, für den Optimismus und die darin steckende Kraft, ...

Dieser Dank gilt meiner Familie:

Walter, Margot, Martin und Daniel.



*Du kriegst den Mann aus der Gosse,  
nicht aber die Gosse aus dem Mann.*

(Volksmund)



# INHALTSVERZEICHNIS

SIGLEN.....	9
EINLEITUNG .....	11
<b>I. HABITUS UND LEIBBILDUNG .....</b>	<b>15</b>
SICHTBARWERDEN DER INKORPORIERTEN STRUKTUREN .....	17
ERNÄHRUNG .....	18
Nahrungsmittelkonsum.....	19
Gepflogenheiten bei Tisch.....	21
REPRÄSENTATION .....	22
Kleidung im Alltag .....	22
Marktwert der Schönheit .....	23
Das Geschäft mit dem Körper .....	24
BEWEGUNG – KÖRPERHALTUNG UND SPORT .....	26
Ausdruck der Haltung oder Haltung als Ausdruck.....	27
Sportliche Eigenheiten.....	32
<b>II. HABITUS UND GESCHMACK .....</b>	<b>39</b>
DER LEGITIME GESCHMACK .....	43
Pathos der Distanz .....	46
Das Auge .....	47
Das „Menschliche“ verwerfen.....	48

Kulturelle Kompetenz .....	49
Kenner und Liebhaber – Kenntnis und Einstellung .....	53
<b>DER POPULÄRE GESCHMACK .....</b>	<b>54</b>
Nähe .....	60
Der naive Blick .....	62
Normen der Moral und das erzieherische Moment.....	63
<b>DER MITTLERE GESCHMACK .....</b>	<b>66</b>
Erwerbsmenschen .....	68
Ressentiment .....	74
Umwertung der Werte.....	79
Halbbildung.....	86
<b>III. HABITUS UND BILDUNG .....</b>	<b>91</b>
<b>ÖKONOMISIERUNG DER BILDUNG .....</b>	<b>93</b>
Marktorientierung der Bildung .....	94
Entwertung der Bildungstitel .....	96
Entwertung der Bildungsidee.....	101
Bildungstheorie im Abseits.....	105
Problem Chancengleichheit .....	107
<b>LITERATUR .....</b>	<b>113</b>
<b>KURZZUSAMMENFASSUNG/ ABSTRACT .....</b>	<b>119</b>
<b>CURRICULUM VITAE .....</b>	<b>121</b>
<b>EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG .....</b>	<b>123</b>



## **SIGLEN**

FU	Die feinen Unterschiede 1987
HA	Homo academicus 1992
IdC	Illusion der Chancengleichheit 1971
Med	Meditationen 2001
PV	Praktische Vernunft 1998
SB	Soziologie als Beruf 1991
SF	Soziologische Fragen 1993
SS	Sozialer Sinn 1993
SRK	Sozialer Raum und „Klassen“ 1985
VhE	Vernunft ist eine historische Errungenschaft wie die Sozialversicherung 1985



# EINLEITUNG

„Die Geschichte handelt von dir!“, wie der Titel dieser Arbeit auf Deutsch lautet, kann auf zweierlei Art verstanden werden: Zum einen tragen wir die Geschichte in uns, zum anderen handelt die Geschichte von uns. Auch dies trägt wiederum eine Doppeldeutigkeit in sich: einerseits ist die Geschichte im Sinne der historischen und traditionellen Gegebenheiten gemeint, die uns als Individuen dazu macht, was wir sind, und andererseits handelt die Geschichte, gemeint ist diese Auseinandersetzung, von uns.

„Dem Spiel der Kultur und Bildung entrinnt keiner!“ so Pierre Bourdieu – ein namhafter Bildungs- und Kulturosoziologe des 20. Jahrhunderts. (FU, 32) Bourdieu beschäftigt sich in seinem Werk „Die feinen Unterschiede“ mit durchwegs pädagogischen Prozessen. Als Soziologe behandelt er diese zwar nicht normativ, wie es die Weise der pädagogisch Tätigen bzw. bildungswissenschaftlich Forschenden ist, die einen Sollzustand wünschen, sondern legt die Prozesse vielmehr deskriptiv dar, d.h. Bourdieu stellt den Istzustand (1960er Jahre) fest. Es sollen nun diese beschreibenden und empirisch erhobenen Feststellungen aufgegriffen werden und die Theorie, die sie umgibt, also die Bildungs- und Erziehungsprozesse, erläutert werden. Aus Bourdieus Arbeit geht klar hervor, dass die Sozialisation eines Menschen der prägende Einfluss<sup>1</sup> in der menschlichen Entwicklung ist.

Pierre Bourdieus Theorie wird in diversen wissenschaftlichen Disziplinen und so manchen wissenschaftlichen Diskursen rege rezipiert und zitiert. In gewissen Disziplinen jedoch scheint zwar das Sujet eine Auseinandersetzung zu verlangen, sieht man aber genauer hin und fragt nach den Quellen, so kann ein Bezug auf Bourdieu oftmals nicht gefunden werden. Solche wissenschaftlichen Disziplinen sind beispielsweise die Feministische Forschung, aber auch die Pädagogik und Bildungswissenschaft. Doch Bourdieus Theorie würde tragfähige Thesen bieten, an welchen bildungswissenschaftliche Theorien anschließen könnten. Die meisten Pädagogen,

---

<sup>1</sup> Anmerkung: Die Soziologie sieht im Gegensatz zur Pädagogik, die der Erziehung eine aktive Einflussnahme zuschreibt, in der Sozialisation die Erziehung inbegriffen.

Bildungstheoretiker und Bildungswissenschaftler, die sich mit Bourdieu auseinandersetzen (und das sind wenige), sehen diesen bedeutenden (meist verschwiegenen) Konnex zur Bildungswissenschaft. Gerade eine bildungssoziologische Auseinandersetzung würde in den aktuellen bildungspolitischen Debatten und Diskursen wichtig sein, um bestimmten Themen gerecht zu werden – z.B. der Problematik der Chancengleichheit, die in der derzeitigen Diskussion an Bedeutung zugenommen hat (beispielsweise die Diskussion um die Gesamtschule). Bourdieu thematisierte gemeinsam mit Passeron dieses Problem bereits 1961 und stellte Chancengleichheit als Illusion dar.

Dennoch scheint unsere Disziplin<sup>2</sup>, die sich mit dem Aufwachsen, Heranziehen, Sozialisieren, Disziplinieren, auch Moralisieren von Individuen in bestimmten sozialen Gefügen, Situationen und Settings beschäftigt, Bourdieus Erkenntnisse en gros zu verschmähen und die sich anbietenden Anschlussmöglichkeiten hinsichtlich individueller und sozialer Relationen, in deren Abhängigkeit der Mensch seine Möglichkeiten ausschöpft oder nicht, kaum wahrzunehmen.

Hier sehe ich eine Lücke in der pädagogischen Forschung und bildungswissenschaftlichen Auseinandersetzung. Viele Ansätze, die an Bourdieu anschließen, überprüfen seine Erkenntnisse, um sie zu bestätigen oder zu widerlegen bzw. werfen im Anschluss an Bourdieu Fragen und Perspektiven auf. Eine Bourdieu verstehende und interpretierende Auseinandersetzung – im Sinne der Hermeneutik – sowie eine Bourdieu mit bildungsphilosophischen und bildungstheoretischen Denkweisen verbindende Arbeit im Bereich der Bildungswissenschaften und Pädagogik gibt es meinen Recherchen zufolge nicht.

Um diese lückenhafte Bezugnahme auf die Bourdieusche Theorie im Bereich der Bildungswissenschaft ein Stück weit zu schließen, liegt dieser Arbeit folgende Forschungsfrage zugrunde:

*Wie kann Bourdieus Theorie, wie sie unter anderem in „Die feinen Unterschiede“ in Erscheinung tritt, gelesen und verstanden werden? Ist eine Verknüpfung mit bildungsphilosophischen bzw. bildungstheoretischen Denkweisen möglich?*

---

<sup>2</sup> Mit „unserer Disziplin“ meine ich die Pädagogik / Erziehungswissenschaft / Bildungswissenschaft.

Um dieser Frage nachzugehen und sie zu beantworten, wurde die hermeneutische Methode gewählt. Anhand des Werkes „Die feinen Unterschiede“ soll die Habitus­theorie Bourdieus hermeneutisch interpretiert werden. Dass das Werk Bourdieus in den 1960er und 1970er<sup>3</sup> Jahren entstanden ist, sollte dabei nicht vergessen und stets mitgedacht werden. Relevante Aspekte und Anknüpfungspunkte der Theorie Bourdieus in Hinblick auf bildungstheoretische und bildungsphilosophische Ansätze sollen im Zuge der Arbeit aufgegriffen werden und mit diesen in Verbindung gebracht werden. Ebenso werden Bourdieus Theorie und seine Denkstrukturen mit aktuellen bildungspolitischen Themen in Beziehung gebracht.<sup>4</sup>

Dass der sich wissenschaftlich Auseinandersetzende aus der forschenden Tätigkeit niemals wegzudenken ist, ist ein methodischer Grundsatz, den Bourdieu wiederholt anspricht und der Bourdieu zufolge immer mitgedacht werden soll. D.h. also, dass meine Wirklichkeit in die Interpretation einfließt, sowie die Interpretation auch meine Wirklichkeit beeinflusst. Somit ist eine ständige Reflexion und Selbstreflexion nötig. (vgl. Med und SB)

Die Arbeit besteht aus drei großen Kapiteln. Zunächst, im ersten Kapitel liegt das Hauptaugenmerk auf den Habitusäußerungen, die am Körper bzw. in der Leiblichkeit der Individuen beobachtbar sind: das Essverhalten über die Art sich zu zeigen bis hin zu der Art sich zu bewegen. Das zweite Kapitel handelt von der Bildung bzw. Einverleibung des Geschmacks, wobei die von Bourdieu vorgenommene Unterteilung in legitimen Geschmack, populären Geschmack und mittleren Geschmack übernommen wurde. Anschließend und zugleich abschließend beschäftigt sich das dritte Kapitel mit dem Thema Bildung und Habitus, wenngleich hierbei der Focus auf der institutionellen Bildung liegt und die Ökonomisierung der Bildung im Zentrum dieses letzten Teils der Arbeit steht.

---

<sup>3</sup> Anm.: „Die feinen Unterschiede“ ist erstmals 1979 in französischer Sprache erschienen und erst 1982 in deutscher Sprache. Die Daten, auf die sich Bourdieu bezieht, entstammen den Sechziger und Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

<sup>4</sup> Aufgrund der besseren Lesbarkeit wurde auf einen durchgängigen Konjunktiv bei der Wiedergabe von Auffassungen Bourdieus verzichtet.



# I. HABITUS UND LEIBBILDUNG

Die soziale Herkunft lässt sich laut Bourdieu am Habitus, der in allen Praktiken und im Lebensstil eines Individuums zum Ausdruck kommt, erkennen. Es ist der Habitus, der den Menschen ausmacht, der sich in Denk-, Handlungs- und Wahrnehmungsschemata zeigt und gleichzeitig durch sie entsteht. Der Habitus scheint angeboren zu sein, da er vom Beginn des Lebens an inkorporiert (einverleibt) wird und es daher scheint, als würde er von Natur aus gegeben sein. Jedoch ist die Inkorporierung vielmehr ein interaktiver Prozess, mit dem Gehen und Sprechen lernen<sup>5</sup> vergleichbar, mit der alltäglichen Umwelt, die den Menschen ein Leben lang umgibt, beeinflusst, prägt und sich in ihn einschreibt und zu seinem Habitus wird. Besonders die ersten Lebensjahre seien von Bedeutung; in dieser Zeit bildet sich der Habitus als Grundstruktur und wird gleichzeitig zum „einheitsstiftenden Erzeugungsprinzip aller Formen von Praxis“. (FU, 283) Unser Körper drückt den uns innewohnenden Habitus aus. Bourdieu nennt diese „körperlich ausgedrückte und wahrnehmbare Dimension des Habitus“ Hexis. (Fröhlich et al. 2009, 125)

Das Fundament der Bourdieuschen Konzeptionen ist die Inkorporierung oder Einverleibung objektiver Strukturen. Die Inkorporierung sozialer Strukturen darf nicht als einseitiger Prozess betrachtet werden, sondern der Akteur als Teil der Gesellschaft, bestimmt bzw. kreiert diese mit, d.h. dass „die inkorporierten Schemata, die im Verlauf der kollektiven Geschichte ausgebildet und vom Individuum in seiner je eigenen Geschichte *erworben* [werden], sowohl *in praxi wie für die Praxis* funktionieren (und nicht zu Zwecken reiner Erkenntnis)“. (FU, 729) Das bedeutet, dass die Strukturen, die

---

<sup>5</sup> Das Beispiel diverser „Wolfskinder“ zeigt sehr deutlich, dass der Mensch ohne „humane“ Umgebung und Fürsorge seine Fähigkeiten kaum oder nicht verwirklichen kann, d.h. den aufrechten Gang nicht erlernt, sowie auch der menschlichen Sprache nicht mächtig sein wird, auch wenn – erst einmal in der menschlichen Zivilisation angelangt – keine Kosten und Mühen gespart werden (aus wissenschaftlichen Gründen versteht sich), einem solchen Kind beispielsweise die Sprache zugänglich zu machen.

sich durch Inkorporierung der sozialen Umwelt in den Körper, in den Leib des Akteurs einschreiben, die Praxis eines Menschen hervorbringen, genauso wie diese einverlebten Strukturen – umgekehrt – durch die Praxis generiert werden. Einfacher ausgedrückt, Bourdieu meint damit, dass sich Erlebnisse und Erfahrungen, die ein Individuum ab dem Tag seiner Geburt umringen, so tief in die Persönlichkeit eingraben, dass sie fortan das Denken, Wahrnehmen und Handeln dieses Menschen maßgeblich beeinflussen, Präferenzen und Vorlieben, sowie Abneigungen und Antipathien entstehen lassen – also den Geschmack oder Habitus. Der Geschmack prägt seinerseits die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, so wie diese ihrerseits den Geschmack prägen. „Der Geschmack bewirkt, daß man hat, was man mag, weil man mag, was man hat, nämlich die Eigenschaften und Merkmale, die einem de facto zugeteilt und durch Klassifikation de jure zugewiesen werden.“ (FU, 287f) Bourdieu unterscheidet den Luxusgeschmack der herrschenden Klasse vom Notwendigkeitsgeschmack der beherrschten Klasse.

„Nichts könnte mithin dem in der intellektualistischen Tradition begriffenen Erkenntnisakt ferner stehen als jener Sinn für das soziale Spiel, der, wie es der Begriff ‚Geschmack‘ – in eins ‚Fähigkeit zur Wahrnehmung sinnlicher Qualitäten‘ und ‚Vermögen, über ästhetische Werte zu urteilen‘ – so schön ausspricht, die zur zweiten Natur gewordenen, in motorische Schemata und körperliche Automatismen verwandelte gesellschaftliche Notwendigkeit bildet. Es scheint durchaus, als würden die mit bestimmten sozialen Verhältnissen gegebenen Konditionierungsprozesse das Verhältnis zur sozialen Welt in ein dauerhaftes und allgemeines Verhältnis zum eigenen Leib festschreiben – in eine ganz bestimmte Weise, seinen Körper zu halten und zu bewegen, ihn vorzuzeigen, ihm Platz zu schaffen, kurz: ihm soziales Profil zu verleihen. Die körperliche Hexis, eine Grunddimension des sozialen Orientierungssinns, stellt eine praktische Weise der Erfahrung und Äußerung des eigenen gesellschaftlichen Stellenwerts dar.“ (FU, 739)

Bourdieu zufolge lässt sich die soziale Herkunft eines Individuums anhand des Raumes, den die Person in Anspruch nimmt, bestimmen, und umgekehrt (oder gerade deshalb) bestimmt die soziale Herkunft den beanspruchten Raum. Ein Beispiel: Ein Mensch, der in ärmlichen Verhältnissen aufwächst: mit Eltern und Geschwistern seine Kindheit in einer kleinen, engen Wohnung verbringt, von klein auf an Sparsamkeit und Ordnung gewöhnt wird, wird sich infolge dessen Strukturen des Kleinen und Engen einverleiben. Diese Strukturen können im Bezug auf die Hexis, in der Haltung anderen gegenüber derart in Erscheinung treten, dass diese Person im sozialen Raum, in der Situation einer Kommunikation sehr wenig Platz in Anspruch nimmt. Dies zeigt sich in verschiedenen



unbewussten körperlichen Ausdrucksweisen, z. B. werden beim Sitzen die Füße übereinander geschlagen und die Ellbogen eng am Körper anliegend positioniert oder die Person spricht in der Kommunikation mit anderen sehr leise, verwendet kurze Sätze und gestikuliert wenig ausladend. Diese beispielhafte und sehr schematische Darstellung verdeutlicht, dass sich die einverlebten Strukturen, die im Körperlichen bzw. im Leiblichen sichtbar werden, in der Inanspruchnahme von Platz und Raum, die sich ein Akteur zugesteht, zeigen. In welcher Art diese (unbewusste) Raumbeanspruchung möglich und sichtbar sein kann, werden die nächsten Kapitel aufzeigen.

### **SICHTBARWERDEN DER INKORPORIERTEN STRUKTUREN**

Im Kapitel „Der Habitus und der Raum der Lebensstile“ seines Werks „Die feinen Unterschiede“<sup>6</sup> vergleicht Bourdieu den Lebensstil der Akteure unterer Schichten mit jenem der Akteure der oberen (herrschenden) Schicht. Die drei großen Themen dieses Abschnitts sind der Bereich des Nahrungskonsums inklusive der Gepflogenheiten bei Tisch, der Bereich der äußerlichen Erscheinung (Kleidung und Kosmetik) und der Bereich der Bewegung und sportlichen Aktivitäten. Bourdieu schreibt, dass „der Körper die unwiderlegbarste Objektivierung des Klassengeschmacks darstellt“ (FU, 307), da sich am Körper „tiefsitzende Dispositionen und Einstellungen des Habitus“ (ebd.) offenbaren, also an der Art, wie mit dem Körper umgegangen wird (in Hinblick auf Ernährung, Körperpflege, Sport usw.).

So kann die Art zu essen (Einverleibung wortwörtlich), sich zu präsentieren, die Art sich zu bewegen (z.B. gehen, laufen, sitzen, ruhen) oder welcher Sportart nachgegangen wird, Aufschluss über die sozioökonomische Herkunft geben. Als sichtbare Praktiken, Haltungen und Bewegungen des Körpers sind sie Ergebnisse der Inkorporierung sozialer Strukturen. Zu den sozialen Strukturen, die sich ein Mensch von Anbeginn seines Lebens einverleibt, zählen das (familiäre sowie gesellschaftliche) Umfeld, in dem er aufwächst, und die Geschichte der Gesellschaft, in und mit der er aufwächst. Dem Individuum, dem aufwachsenden Menschen schreiben sich die Erfahrungen, Wahrnehmungen, Erlebnisse

---

<sup>6</sup> Die statistischen Daten, auf die sich Bourdieu bezieht, stammen vorwiegend aus Erhebungen, die in den 1960er Jahren durchgeführt wurden.

der sozialen Strukturen in den Körper ein. In diesem Prozess der Einverleibung entstehen Habitus und Hexis. „Der Leib ist Teil der Sozialwelt – wie die Sozialwelt Teil des Leibes. Die in den Lernprozessen vollzogene Einverleibung des Sozialen bildet die Grundlage jener Präsenz in der Sozialwelt, die Voraussetzung gelungenen sozialen Handelns wie der Alltagerfahrung von dieser Welt als fraglos gegebenen ist“. (SRK, 69)

Gemeinsam ist diesen Bereichen, dass sich die unteren Klassen „der Substanz und dem Sein“ verschreiben (FU, 322), also den Lebensnotwendigkeiten, der Wirklichkeit, während sich das Bürgertum (die oberen Klassen) vielmehr in den „Kategorien der Form und des Scheins“ wiederfindet, unter anderem im Luxus. Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang auch von Luxus- bzw. Notwendigkeitgeschmack. Dass diese körperlichen Äußerungsformen des Habitus der Distinktion und Differenzierung dienen und bei der Positionierung im jeweiligen sozialen Raum mitspielen, d.h. dass sich trotz gleicher Schule oder Ausbildung die berufliche Laufbahn zweier junger Menschen aufgrund ihres Habitus grundlegend unterscheiden kann, insofern sich

„(u)nter schulischen Aspekten gleiche Individuen (z. B. Studenten einer Grade école) [...] unter dem Gesichtspunkt ihrer körperlichen Hexis, Aussprache, Kleidung Vertrautheit mit der legitimen Kultur grundlegend unterscheiden (können) – einmal ganz zu schweigen von den unzähligen Kompetenzen und Fähigkeiten, die als Einlaßbillet für den Eintritt in die Welt der Bourgeoisie fungieren, wie Tanzen, aktiver Sport (der besseren Klasse) und Gesellschaftsspiele (insbesondere Bridge), und die durch die Bekanntschaften, die sie eröffnen, und das soziale Kapital, das sie zu akkumulieren erlauben, zweifellos die Grundlage später abweichender Karrieren ausmachen“ (FU, 160),

sei zunächst nur am Rande erwähnt.

## **ERNÄHRUNG**

Nichts entspricht der Inkorporation mehr als die Einverleibung und ihr Sichtbarwerden im wortwörtlichen Gebrauch des Begriffes, nämlich in den Praktiken der Nahrungsaufnahme. Was wird gegessen und getrunken? Wie wird gegessen und getrunken? Welche sozioökonomischen Unterschiede treten in Bezug auf Konsum von Nahrungsmitteln hervor und auf welche klassenspezifischen Charakteristika führt Bourdieu dies zurück?

## *Nahrungsmittelkonsum*

*Was der Bauer nicht kennt,  
frisst er nicht.*

Bourdieu zeigt die eindeutigen und klaren Differenzen zwischen den sozialen Klassen in Bezug auf ihre Präferenzen beim Nahrungsmittelkonsum. Ebenso beobachtet er Unterschiede innerhalb der einzelnen Klassen. Besondere Bedeutung kommt hier dem bis heute aktuellen, (damals) neu und vor allem in den höheren sozialen Schichten auftretenden Grundsatz zu, dass es der Gesundheit und v.a. Schlankeheit willen gilt, beim Essen und Trinken sich dahingehend zu mäßigen, um dem herrschenden Ideal zu entsprechen.

So erkennt er in der herrschenden Klasse drei Gruppen, die sich im Umfang ihres kulturellen und ökonomischen Kapitals differenzieren: die Gruppe der Lehrenden an höheren Schulen und Hochschulen, die Gruppe der Industriellen und Großkaufleute sowie die Gruppe der Angehörigen der freien Berufe. Die finanziellen Aufwendungen für Nahrungsmittel der Gruppe der Lehrer und Professoren deckt sich im Verhältnis zu ihren Gesamtausgaben mit der Gruppe der Freiberufler, wobei beide Gruppen relativ wenig für Nahrungsmittel ausgeben (in Relation zu finanziellen Aufwendungen für Kultur und Selbstdarstellung<sup>7</sup>). Das heißt, dass sich Freiberufler aufgrund des Unterschiedes im ökonomischen Kapital kostspielige und teure Nahrungsmittel, wie frisches Fleisch, Obst und Gemüse, Fisch, Krusten- und Schalentiere, Käse usw. leisten; das höhere Lehrpersonal investiert besonders viel in Brot, Molkereiprodukte, Marmelade, Zucker, antialkoholische Getränke und wenig in Alkohol. Großkaufleute und Industrielle gehören zu der Gruppe der herrschenden Klasse, die äußerst viel für Nahrungsmittel ausgibt (wieder gegenüber Ausgaben für Kultur und Repräsentation). Obwohl diese Gruppe verhältnismäßig wenig Frischfleisch und frisches Obst kauft, wenden sie am meisten für Essen und Getränke auf. Ihre bevorzugten Produkte sind u.a. Back- und Konditorwaren, Fleischkonserven, Wein. Wenn man die hierarchische Ordnung vom Arbeiter hin zum Unternehmer (über Vorarbeiter – selbständiger Handwerker, Kleinhändler) betrachtet, ändern sich zwar die finanziellen Mittel, das ökonomische Kapital, jedoch bleibt „das die

---

<sup>7</sup> Den Ausgaben für Nahrungsmittel stellt Bourdieu auch die Ausgaben für Kultur und Repräsentation gegenüber. (FU, 299)

Entscheidungen in bezug auf Nahrungskonsum leitende Grundprinzip“ gleich: „der Gegensatz beider Extreme findet nun seinen Ausdruck im *Armen* und im (Neu-)Reichen<sup>8</sup>“. (FU, 300) D.h. das „große Fressen“ (Bourdieu) reichhaltiger, fetter Speisen der (Neu-)reichen oder der Emporkömmlinge der Arbeiterklasse unterscheidet sich von dem der Arbeiter im Umfang und Preis. Diese ungesunde Weise sich zu ernähren, über die man seinen Status präsentieren will, führt außer zu Fettleibigkeit nicht weit. Der Lebensstil bleibt weitgehend ähnlich dem der ärmeren Schichten. (vgl. FU, 301) Das Konsumverhalten von Nahrungsmitteln dieser Gruppe, deren ökonomisches Kapital höher ist als ihr kulturelles Kapital, orientiert sich am „Geschmack fürs Schwere, Fette, Grobe“. (ebd.) Im Gegensatz dazu, richtet sich der Geschmack der Angehörigen der Freiberuflichen und der höheren Führungskräfte [heute: Management, Anm. KP] „aufs Leichte, Feine und Raffinierte“ (ebd.). Die Gruppe der Lehrer und Professoren, deren geringere finanzielle Mittel ein gewisses asketisches Konsumverhalten in allen Bereichen begründen, hebt sich von der Gruppe der Unternehmer in der Art ab, dass sie zu exotischer<sup>9</sup> und zu populärer Küche neigt.

Dass auch die Zubereitungsarten von Gerichten ein Merkmal für die jeweilige Gruppe sind und auch Aufschluss über die sozialen Vorstellungen z.B. zu den Geschlechterrollen oder zum Zeitmanagement geben, möchte ich hier nur kurz erwähnen. Auf ein Festhalten an traditionellen Rollenverteilungen, wie es in den unteren Schichten sichtbar wird, kann geschlossen werden, wenn man die Vorliebe zu Topfgerichten, deren Zubereitung viel Zeit und eine gewisse Lust am Kochen verlangen, in den Blickwinkel nimmt. Angehörige der oberen Schichten dagegen bevorzugen leichte und kalorienarme Nahrungsmittel und eher schnelle Zubereitungsarten, wie grillen oder Rohkost, um Zeit zu ersparen.

Der Geschmack für bestimmte Speisen und Getränke ist von zwei Aspekten abhängig: zum einen vom vorherrschenden Körperbild der sozialen Klasse, der man angehört, wo auch die Vorstellung über die zu erwartenden Folgen, die bestimmte Nahrungsmittel auf den Körper – also auf Gesundheit, Schlankheit und Schönheit – haben, mitspielt; zum anderen vom (unbewussten) *Willen* zur Distinktion, also einer gewissen Klasse

---

<sup>8</sup> Hervorhebungen im Original

<sup>9</sup> Bourdieu setzt erklärend „italienischer, chinesischer Küche etc.“ in Klammer (1960er!, Anm. KP), heute wäre das womöglich eher afrikanische, persische, thailändische u.ä. .

anzugehören, mitspielen können und dürfen bzw. sich von anderen Gruppen, Klassen, Schichten abzugrenzen.

## ***Gepflogenheiten bei Tisch***

*Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.*

Wenn es um's Essen geht, gehört natürlich die Art und Weise, wie das Essen zu sich genommen wird, dazu – mit anderen Worten: wie die Einverleibung von Nahrungsmitteln stattfindet. Wieder unterscheiden sich, laut Bourdieus Erhebungen, die sozialen Klassen maßgeblich voneinander. Während sich die oberen sozialen Klassen um „*formvollendetes Essen*<sup>10</sup>“ (FU, 315) bemühen, wird in den unteren Schichten scheinbar regellos, ungezwungen aufgetischt und gegessen. Unter formvollendetem Essen kann man sich ein Essen nach strenger Etikette vorstellen: die Speiseordnung schreibt vor, welche Speisen gemeinsam auf den Tisch kommen, es wird jeder Gang separat aufgetragen, für jeden Gang gibt es ein entsprechendes Gedeck, es wird erst mit dem Essen begonnen, wenn jeder am Tisch das Essen vor sich auf dem Teller hat. Nicht der Inhalt, die Substanz ist von Bedeutung, sondern die Form, die Symbolik. Bourdieu schreibt: „‘Formen‘ sind zunächst einmal geregelte Abläufe, die Warten, Zögern, Zurückhaltung beinhalten: vermieden werden muß der Eindruck, als stürze man sich auf die Speisen“ (ebd.) Es wird die ursprüngliche Bedeutung der Nahrungsaufnahme, nämlich das Hungerstillen, verleugnet und somit seiner eigentlichen Funktion enthoben. Im Vordergrund steht nicht mehr der reale Sinn der Nahrungsaufnahme, sondern der scheinbare Sinn, den reglementierte Etikette mit sich bringt: der Luxus sich Askese zu erlauben. Nicht mehr die Funktion steht im Vordergrund, sondern die Form, die sich in der Zeremonie zeigt. Dies stellt eine klare Abgrenzung zum „‘freimütigen‘, ungezwungenen Essen, der ‚einfachen Leute‘“ (ebd.) dar. Angehörige der unteren Schicht wollen gerade beim Essen – im alltäglichen Leben erleben sie Grenzen und Beschränkungen – aus dem Vollen schöpfen. Es werden Speisen serviert, die reichlich vorhanden (und nicht zählbar) sind, wie ein großer Topf voll Suppe, Eintopfgerichte, Nudeln. Diese Speisen werden mit einem Schöpfer ausgeteilt. Außerdem werden die einzelnen Gänge nicht separiert, sondern alle (Vor-, Haupt- und Nach-) Speisen, Beilagen, Saucen kommen gleichzeitig

---

<sup>10</sup> Hervorhebungen im Original

auf den Tisch, sodass der Eindruck des Überflusses entsteht („Es darf nichts übrig bleiben“). Erkennbar wird hier eine Tendenz, die aus der Not geboren wird und sich den Notwendigkeiten zuwendet. Von Bedeutung ist für die „einfachen Leute“ nicht der Schein oder die Form, sondern das Reale, das Materielle, die Substanz und der Inhalt.

## **REPRÄSENTATION**

Ein weiterer – unbewusster – Ausdruck, bei dem die inkorporierten Strukturen, also der Habitus, offensichtlich in Erscheinung treten, ist der, wie wir uns repräsentieren, wie wir uns darstellen. Welche Kleidung wird zu unserer zweiten Haut? Inwieweit sind wir zu Modifikationen bereit, die unser Aussehen – zu verschiedenen Graden – verändern?<sup>11</sup> Diese und andere Fragen versucht Bourdieu in diesem Zusammenhang in „Die feinen Unterschiede“ zu beantworten. Für ihn ist dabei besonders interessant, für welche sozioökonomischen Verhältnisse welche Muster typisch sind, welche Kapitalverteilung vorherrschen muss, um eine bestimmte Art und Weise der Repräsentation bzw. des Auftretens, Ankleidens, Sich-Herrichtens usf. zu begünstigen.<sup>12</sup>

### ***Kleidung im Alltag***

*Kleider machen Leute.*

Bourdieu hat auch Eigenheiten der diversen sozialen Klassen, in Hinblick auf ihren Kleidungsstil, ihre Vorlieben und Geschmäcker die Garderobe und das Styling betreffend, festgestellt und beschrieben. Grundsätzlich steht, wie schon zuvor im Zusammenhang mit Nahrung, die Differenz der oberen und der unteren Klasse im Vordergrund. Es wird dabei von Bourdieu auf den Gegensatz von Innen und Außen, Privatem und Öffentlichem, Alltäglichem und Nicht-Alltäglichem verwiesen. Angehörige der unteren Klassen unterscheiden klar zwischen diesen Gegensatzpolen, indem sie das

---

<sup>11</sup> Zum Beispiel Schminken, Haare färben, Zahnregulierungen - heute werden in diesem Zusammenhang Schönheitsoperationen immer alltäglicher.

<sup>12</sup> Bourdieus soziologisches Interesse beschränkt sich natürlich nicht nur auf die hier erwähnte sozioökonomische Herkunft, also soziale Klasse, sondern auch auf die sozioökonomischen Variablen Geschlecht und Alter.

Private, ihr Zuhause als Ort der Ungezwungenheit betrachten. (vgl. FU, 322) Dort – im Eigenheim – bevorzugt man gemütliche, zweckmäßige Kleidung, wie – damals – Kittelschürzen (die Frauen) oder Unterhemden (die Männer) oder wie – heute – Jogginghosen oder *Wellness*-Anzüge. Hat man einen Termin wahrzunehmen, einen Einkauf zu tätigen oder einen Besuch abzuhalten, zieht man sich kurz vor Verlassen der eigenen vier Wände um und hofft, adäquat gekleidet zu sein. Frauen werden sich die Wimpern tuschen, einen Lippenstift auftragen und ein paar Spritzer Parfüm verwenden. Es wird also deutlich zwischen der privaten und der öffentlichen Welt unterschieden. Die herrschenden Klassen hingegen trennen nicht zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, zwischen „Bei-sich-Sein und Für-andere-Sein“. (ebd.) Bourdieu meint, dass „dieses Verhalten, das Reglement in all seiner normativen Strenge bis in den Alltag hinein zu verlängern (bereits morgens wird sich rasiert und ausgehmäßig angekleidet, keineswegs nur kurz vor dem faktischen Anlass), sich der Trennung von häuslicher Intimsphäre und öffentlicher Sozialsphäre [...] zu widersetzen [...] Ausdruck eines besonderen, nicht ablegbaren Habitus [ist]. (FU, 315f)

### ***Marktwert der Schönheit***

*Wer schön sein will, muss leiden.*

Frauen betreffend hat Bourdieu festgestellt, dass das Konsum- und Investitionsverhalten bei Kosmetik- und Körperpflegeartikel in engem Zusammenhang mit Chancen am Arbeitsmarkt steht. Für Bourdieu heißt das, dass der Stellenwert und das Interesse an Selbstdarstellung und Repräsentation der Angehörigen der verschiedenen Klassen von den Vorteilen – seien sie materiell oder symbolisch –, die man sich erwarten kann, abhängig ist. Je geringer die beruflichen Zugangschancen sind, desto geringer ist das Bewusstsein für Körperkosmetik und die Bedeutung des äußeren Erscheinungsbildes. Geringere berufliche Zugangschancen sind in bildungsfernen Schichten, den unteren Klassen, vermehrt vorzufinden. Mit aufsteigender sozialer Stellung wird auch das Bewusstsein für den „*Marktwert der Schönheit*“ (FU, 328) größer und somit auch die Neigung, „Zeit, Mühen, Entbehrungen und nicht zuletzt Geld in die Korrektur ihres physischen Aussehens zu investieren“. (ebd.) Auch hier wird die Differenz von Sein und Schein, von Substanz und Form spürbar.

## ***Das Geschäft mit dem Körper***

*Gesundheit kauft man nicht im Handel,  
denn sie liegt im Lebenswandel.  
(Karl Koetschau)*

Bourdieu erwähnt (schon damals!) den neu entdeckten Markt, der sich ganz und gar der sich dem Körper und der Schönheit wie auch der Lebensmeisterung widmet, nämlich diverse „Beratertätigkeiten (Psychologen, Berufsberater, Logopäden, Kosmetiker, Eheberater, Ernährungswissenschaftler, etc.), pädagogische oder parapädagogische Berufe (Erzieher, kulturelle Animateure etc.), Präsentations- und Repräsentationsberufe (Animateure in der Touristikbranche, Hostessen, künstlerische Berater, Radio- und Fernsprechsprecher, Pressesprecher. Etc.).“ (FU, 253)

„Die über die fortschreitende Professionalisierung gemeinnütziger philanthropischer [philanthropischer, KP] wie politischer Vereinigungen sich derzeit vollziehende Entwicklung einer gesellschaftlich anerkannten Körperschaft von Experten in Fragen der Sexualberatung stellt die paradigmatische Form jenes Prozesses dar, durch den bestimmte Akteure ihre berufsspezifischen Interessen zu befriedigen suchen – innerlich durchaus überzeugt von ihrer Uneigennützigkeit, Voraussetzung allen Bekehrungseifers –, indem sie sich gegenüber den von der legitimen Kultur ausgeschlossenen Klassen auf jenen Anflug von kultureller Legitimität berufen, mit dem das Bildungssystem sie ausgestattet hat, um derart das Bedürfnis nach ihrer Klassenkultur und zugleich deren Seltenheitscharakter zu erzeugen. Sie alle, die sich heutzutage zu ihrem Beruf erkoren haben, Hilfsmittel an die Frau und den Mann zu bringen, mit denen die Kluft zwischen Sein und Sollen im Bereich dessen, was unmittelbar Bild wie Gebrauch des Körpers tangiert, angeblich überbrückbar ist – von den Eheberatern bis hin zu den Verkäufern von Diätzeugnissen – brächten nichts zustande ohne das unbewusste heimliche Zusammenspiel von Seiten derer, die neue Formen des Umgangs mit dem Körper, eine neue körperliche Hexis zur Norm erheben und damit ihren Teil zur Schaffung eines nie versiegenden Marktes für ihre Angebote beitragen – gleichzeitig damit zur Erzeugung entsprechender Bedürfnisse, Erwartungen und Nichtbefriedigungen: Ärzte und Ernährungswissenschaftler, die kraft wissenschaftlicher Autorität ihre Definition von Normalität durchsetzen, mittels ‚Tabellen zum Verhältnis von Größe und Gewicht beim normalen Menschen‘, ausgewogenen Speiseplänen oder Modellen des erfüllten Sexuallebens“. (FU, 254)

Dieses Geschäft mit der Schönheit und Fitness ist heute präsenter denn je. Nicht nur, dass das herrschende Schönheitsideal von allen Plakatwänden herunter lächelt, auf allen Fernsehsendern, im Internet und in jeglichen Zeitschriften uns vorgeführt wird und so alle sozialen Schichten erreicht, werden uns darüber hinaus von allen Seiten Angebote



gemacht, wie dieses auch zu erreichen sei. Beginnend bei VHS (Volkshochschul)-Kursen, wie Bodyshaping und Bauch-Bein-Po, und Fitnesscenter-Angeboten in allen Preisklassen, über Farbanalysen, Stil- und Typberatung, bis hin zu Kieferorthopädischen Behandlungen und schließlich der Schönheitschirurgie. Wer sich keinen persönlichen Diät-Berater bzw. Beraterin leisten kann, hat Glück, denn auch die Fernsehsender nehmen sich dem Problem an und helfen uns mit Sendungen wie „Du bist was du isst“. Der Titel der Sendung ist treffend und Bourdieu entsprechend gewählt: auf dem Speiseplan der Teilnehmer befinden sich größtenteils fette, deftige, schwerverdauliche Speisen, kaum frisches Gemüse und Obst – analog zum Ernährungsverhalten der unteren Schichten in Bourdieus Beobachtungen. Die Ernährungsberaterin der Sendung zeigt gleich beim ersten Besuch, wer ab jetzt der „Herr“ in dieser Küche und des Kühlschranks ist – sie persönlich. Die Fernsehzuseher – vorwiegend aus eher unteren sozialen Schichten – sind mitaufgefordert, sogleich ihren Ernährungsplan umzustellen und ebenfalls die Ernährungsberaterin zur Herrin ihrer Küche zu erkoren – es gibt ihre Kochbücher käuflich zu erwerben.

Otto Penz stellt in seinem Buch „Schönheit als Praxis“<sup>13</sup> fest, dass der Körper im 21. Jahrhundert zum Ort sozialer Inszenierung werde, der mittels Fitness, Ernährung und eventuell mithilfe der modernen ästhetischen Chirurgie geformt und verformt werde. Dem Stellenwert der Körperpflege und der Körpermanipulation käme in allen sozialen Schichten, Altersgruppen und Geschlechtern eine immer höhere Bedeutung zu. Diese Einstellung wurde im 20. Jahrhundert durch die Kosmetikindustrie massenmäßig verstärkt, in dem der weibliche Körper als Mangel dargestellt wurde. Bis heute trägt die Werbeindustrie mit nachbearbeiteten Photoshop-Schönheiten und manipulierten Models dazu bei, seinen eigenen Körper als mangelhaft und unbedingt verbesserungsbedürftig anzusehen, wobei mittlerweile auch Männer unter stärkeren Druck geraten. Ohne körperliche Disziplin lasse sich die derzeitig als legitim anerkannte Schönheit nicht erreichen und so käme es zu einem rigiden Körperregime, dem man sich zu unterwerfen hätte, mit dem Ziel sozial akzeptiert zu werden. Durch die Arbeit am eigenen Körper, mit

---

<sup>13</sup> Quelle: Ö1 Sendung „Kontext - Sachbücher und Themen“ am 11.2.2011 ("Schönheit als Praxis": Otto Penz über klassen- und geschlechtsspezifische Körperlichkeit (Buch: Campus Verlag). Beitrag: Christine Scheucher)

dem Aspekt der (Selbst)Disziplinierung und dem Kultivieren aller Regionen des Körpers bis in den Schambereich, werde es erst möglich den Körper in der Öffentlichkeit zu entblößen und zu präsentieren. Schönheit und Fitness gelte als (einziger) Garant im Beruf und im Privaten, daher scheint es kaum zu viel verlangt, soviel Zeit, Geld und Energie zu investieren, um körperlich möglichst attraktiv zu erscheinen und um sozial akzeptiert zu werden. Penz geht von der These aus, dass Attraktivität keine überzeitliche Konstante ist, sondern ein kulturelles Phänomen.

## **BEWEGUNG – KÖRPERHALTUNG UND SPORT**

Beim dritten großen Bereich, der die inkorporierten objektiven Strukturen sichtbar werden lässt, handelt es sich um den Bereich der Bewegung.

Analog zu den vorangehenden Kapiteln basieren auch im Bereich der sportlichen Betätigung und Freizeitgestaltung die Vorlieben der Angehörigen verschiedener Klassen auf derselben Grundstruktur. Die Art sich zu bewegen, sich Platz zu nehmen gegenüber anderen, die Körperhaltung und die Neigung zu bestimmten Sportarten inklusive der Weise diese zu konsumieren, korrelieren wiederum mit der sozialen Herkunft, der gesellschaftlichen Position, dem Geschlecht und dem Bildungskapital der jeweiligen Akteure; in ihnen zeigt sich der Habitus, sie hängen vom Habitus ab, sie sind der Habitus. Von Kindesbeinen an werden all jene Normen und Werte, Einstellungen und Haltungen gegenüber der sozialen Welt inkorporiert, die sich dann im Körper manifestieren und durch den Körper<sup>14</sup> ausgedrückt werden. Der Sinn für das soziale Spiel, mittels dessen wir uns selbst und andere einer Klasse zuordnen, hat nichts mit einem verstandesmäßigen Erkenntnisakt zu tun, sondern bildet vielmehr die zur zweiten Natur gewordene gesellschaftliche Notwendigkeit, die in motorische Schemata und körperliche

---

<sup>14</sup> Bei näherer Betrachtung der Verwendung des Wortes „Haltung“ fällt auf, dass „Haltung“ sowohl synonym für moralische Gesinnung, wenn von einer bestimmten „Grundhaltung“ eines Menschen gesprochen wird, als auch im Sinne einer bestimmten Einstellung gegenüber einem Sachverhalt gebraucht wird; „Haltung“ drückt genauso die Art und Weise, wie ein Mensch seinen Körper bewegt, aus, darüber hinaus wird von „Haltung bewahren“ gesprochen, wenn eine bestimmte Situation Contenance bzw. Gelassenheit verlangt wird. Mit Bourdieu gedacht, scheint die Differenz dieser unterschiedlichen Kontexte, in denen „Haltung“ vorkommt, geringer als zunächst angenommen.

Automatismen verwandelt wurde. (vgl. FU, 739) „Es scheint durchaus, als würden die mit bestimmten sozialen Verhältnissen gegebenen Konditionierungsprozesse das Verhältnis zur sozialen Welt in ein dauerhaftes und allgemeines Verhältnis zum eigenen Leib festschreiben – in eine ganz bestimmte Weise, seinen Körper zu halten und zu bewegen, in vorzuzeigen, ihm Platz zu schaffen, kurz: ihm soziales Profil zu verleihen.“ (ebd.) Oder anders ausgedrückt: „Was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie ein wiederbetrachtbares Wissen, sondern das ist man“ (SS, 135) Das heißt, dass unser Körper, in allem was wir tun, unsere soziale Herkunft sowie unsere aktuelle Stellung in der sozialen Welt, die wir uns und unserem Gegenüber in jeder Situation zuschreiben, widerspiegelt.

### ***Ausdruck der Haltung oder Haltung als Ausdruck***

*Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.*

Angehörige der mittleren und ebenso der oberen Klassen anerkennen dieselbe Körpergestalt und Haltung als legitimes Körperschema. Gleichzeitig sind die Voraussetzungen, dieses als legitim akzeptierte und somit (unbewusst) gewollte und erstrebenswert empfundene Körperbild samt Haltung zu erreichen und für sich zu realisieren, höchst verschieden. (vgl. 330) So steht dem Kleinbürger, der verzweifelt versucht, überkorrekt, kontrolliert und infolge dessen gehemmt und oft sogar ungeschickt der legitimen Körperhaltung gerecht zu werden und gleichzeitig seine Körperhaltung vom Urteil und den Reaktionen der Anderen abhängig macht, der ungezwungen agierende Akteur der herrschenden Klasse gegenüber. Dieser gewinnt an Selbstsicherheit allein durch seine Gleichgültigkeit gegenüber dem, was andere über ihn denken. Durch die Gewissheit „die Normen der Wahrnehmung des eigenen Körpers durchzusetzen“ (FU, 331) – diesem Wissen um seine Macht –, gewinnt der Herrschende seine Selbstsicherheit, aus der die Ungezwungenheit entspringt. Die Mittel der Macht (z.B. „stattliche Erscheinung“) können laut Bourdieu zwar im Körper sitzen und scheinen auch die besonderen „Waffen“ des Körpers zu verwenden, doch tatsächlich ist die Quelle derselben nicht im Körper zu verorten. (vgl.ebd.) So verweist Bourdieu auf ein Experiment von Dannenmaier und Thumin, in welchem die Versuchspersonen die Größe bekannter Personen schätzen sollten. Dabei ergab sich jeweils ein Zusammenhang zwischen geschätzter Größe und der jeweilig zugeordneten Position der zu schätzenden

Person; d.h. je mehr Autorität und Prestige der Person zugestanden wurde, desto größer wurde sie geschätzt. „Unterschiede im Körperbau erfahren Verstärkung und symbolische Akzentuierung durch Unterschiede in der Körperhaltung, im Auftreten und Verhalten: in ihnen kommt das umfassende Verhältnis zur sozialen Welt zum Ausdruck.“<sup>15</sup> (FU, 309)

Nicht nur die tatsächliche und geschätzte Körpergröße Angehöriger oberer Schichten scheint in der Regel verhältnismäßig größer zu sein, auch nehmen sie mehr Zeit und mehr Raum bei der Interaktion mit der Welt in Anspruch. Es ist nicht nur die aufrechtere Haltung, die sie stattlicher erscheinen lässt, auch die selbstbewusst gesetzten Schritte (mit höherer Schrittlänge) wirken wie königliches Schreiten. Genauso vermittelt eine zurückgelehnte, ausladende Sitzhaltung (niemals breitbeinig!) bei Gesprächen eine gewisse erhabene Teilnahmslosigkeit; sie nehmen sich mehr Platz und Zeit, und dies ermöglicht ruhige, angemessene Bewegungen, die ohne hektisch oder gestresst zu wirken, Autorität, Stärke und Prestige ausdrücken. „Da der Stil hier im Vordergrund steht, ist die typisch bürgerliche Art der Körperhaltung und Körperbewegung ebenso an einer gewissen *Weiträumigkeit* der Gesten und des Schritts zu erkennen, die damit zugleich auf die eingenommene Stelle im Sozialraum verweist, wie besonders am zurückhaltenden, maßvollen und sicheren *Tempo*, das, in allem dem Gehetze und der Gehetztheit der unteren Klassen sowie der kleinbürgerlichen Geschäftigkeit entgegengesetzt, auch den großbürgerlichen Gebrauch der Sprache kennzeichnet – in ihm bekundet sich die Sicherheit, nicht nur sich selbst Zeit nehmen zu können, sondern auch ermächtigt zu sein, die Zeit der anderen in Anspruch nehmen zu dürfen.“<sup>16</sup> (FU, 347)

Ob beim Essen, Sprechen, Schnäuzen oder Lachen, der milieu- und geschlechtsspezifische Habitus wird über die körperliche Ausführung, also unabhängig vom Inhalt, nur durch die Art und Weise *es* zu tun, sichtbar. So bemerkt Bourdieu

---

<sup>15</sup> Gerhard Fröhlich schreibt in seinem Essay „Maßstab Körper“, dass statushohe Personen größtenteils auch heute noch größer gewachsen seien als statusniedrige. Eine Korrelation zwischen sozialem Status und Körpergröße scheine zu allen Zeiten innerhalb einer Gesellschaft nachweisbar. So wären die unteren Schichten, Minderheiten und Landbewohner im Durchschnitt meist kleiner gewesen. In der Regel gelte, dass alles, was heutzutage als erstrebenswert gilt, positiv mit der Körpergröße zusammenhängt: Große verdienen mehr, sind besser ausgebildet und angesehen. (vgl. Fröhlich 1999) Bourdieu zufolge basieren Ausreißer auf „biologischen Zufälligkeiten“. (vgl. FU, 310f)

<sup>16</sup> Hervorhebung im Original.

beispielsweise beim Essen den Unterschied zwischen Männern und Frauen, genauso wie bei Angehörigen unterer und oberer Klassen, dass diese – Männer (im Besonderen der unteren Klassen) – mit vollem Mund und kräftigem Biß“ essen, hingegen Frauen und Angehörige der oberen Klasse „mit leicht verkniffenen Lippen und von Häppchen zu Häppchen“, scheinbar mit „wenig oder ohne Appetit zu essen“. (FU, 308) Analoges gilt für das Sprechen: es sind Akteure der unteren sozialen Schichten, die „mit der vorderen Mundpartie oder dem ganzen Mund, insbesondere dem hinteren Teil der Kehle“ sprechen. Bourdieu weist dabei auf die „Opposition zwischen Mund, dem feinen, spitzen Mund oder den Lippen und dem Maul oder der Fresse“ hin. (ebd.) Dieser Zusammenhang scheint für Bourdieu auch beim Putzen der Nase und beim Lachen gegeben zu sein:

„Es wäre beispielsweise ein leichtes zu zeigen, daß Kleenex-Tücher, mit denen die Nase bloß betupft wird, man sich gewissermaßen lediglich an der Nasenspitze sachte schneuzt, sich zum richtigen Leinen-Taschentuch, das man ordentlich an die Nase preßt und dann einmal kräftig und laut schnaubt, mit vor Anstrengung zusammengekniffenen Augen, so verhalten, wie das stille, sich nach außen hin eher zurücknehmende *Lächeln* oder *Schmunzeln* zum *schallenden Gelächter*, bei dem der *ganze Körper* mitmacht, die Nase sich kräuselt, der Mund weit aufgerissen und tief Luft geholt wird („sich vor Lachen biegen“), so als wäre ein ins äußerste gesteigertes Erlebnis unbedingt weiterzuvermitteln, das auf keinen Fall für sich behalten werden darf, vielmehr den anderen gezeigt und mit ihnen geteilt werden muß.“ (ebd.)<sup>17</sup>

Burkard Michel und Jürgen Wittpoth haben in einer Untersuchung, die in Form einer Gruppendiskussion durchgeführt wurde, festgestellt, dass sich das parasprachliche Verhalten (in diesem Fall die Art und Weise des Lachens) der Probanden umgekehrt zum erwarteten äußerte, insofern die Akademiker als einzige Probandengruppe „im Bereich des unbeherrschten und im Grunde unschicklichen sehr lauten Lachens“ hervorstechen. (Michel/Wittpoth, 96f) „(D)ie im alltäglichen Leben eher Lauten sind vergleichsweise verzagt, gesittet und die eher Gesetzten machen recht viel Lärm“. (ebd.) Michel und Wittpoth führen dies darauf zurück, dass die Akademiker Schwierigkeiten haben, sich auf das Setting einzulassen und somit aufgrund ihrer Verlegenheit mit lautem Lachen und Prusten reagieren. „Sie wollen und ‚müssen‘ sich nicht examinieren, wie Schüler ‚vorführen‘ lassen – schlüpfen faktisch dennoch in die Rolle und lehnen sie sogleich ab.“ (Michel/Wittpoth 2009, 97) Das zurückhaltende Verhalten der bildungsferneren

---

<sup>17</sup> Hervorhebung im Original.

Probandengruppe führen sie auf deren „Ehrfurcht vor den Bildungsgütern und [die] implizite Erwartung [...], letztlich an den Aufgaben zu scheitern“, zurück. (ebd.)

Anders als statushöhere Personen neigen „einfache“ Leute zu stärkerer Mimik und Gestikulation, schnellen, gehetzt wirkenden Bewegungen sowie Zurückhaltung bei Blickkontakten und zu lauterem Lachen (eventuell aufgrund einer Unsicherheit). Beispielsweise ist ihre Sitzhaltung – v.a. in Gegenwart (vermeintlich) höher situierter Personen – wenig Platz beanspruchend: die Beine übereinandergeschlagen, die Arme vor dem Körper verschränkt oder eng am Körper. Unter Ihresgleichen ist lautes Lachen sowie eine breitbeinige Sitzhaltung nicht unüblich, möglicherweise um auch für sich Raum, Platz und Zeit zu beanspruchen.

Bourdieu sieht den Körper – angefangen bei Größe und Aussehen über die Art sich zu bewegen bis hin zum Stil der Kleidung, die man trägt – als Ergebnis und als Ausdruck der Inkorporierung objektiver Strukturen und somit der sozialen Herkunft, der aktuellen sozialen Position und des Bildungskapitals sowie des Geschlechts. Der Habitus erscheint im Körper, in der Bewegung, in den Handlungen. Der Habitus ist der Körper, so wie wir unser Körper sind. „Der Geschmack [oder der Habitus, Anm. KP<sup>18</sup>]: als Natur gewordene Klasse, trägt er bei zur Erstellung des ‚Klassenkörpers‘; als inkorporiertes, jedwede Form der Inkorporation bestimmendes Klassifikationsprinzip wählt er aus und modifiziert er, was der Körper physiologisch wie psychologisch aufnimmt, verdaut und assimiliert, woraus folgt, daß der Körper die unwiderlegbarste Objektivierung des Klassengeschmacks darstellt, diesen vielfältig zum Ausdruck bringt: zunächst einmal in seinen scheinbar natürlichsten Momenten – seinen Dimensionen (Umfang, Größe, Gewicht, etc.) und Formen (rundlich oder vierschrötig, steif oder geschmeidig, aufrecht oder gebeugt, etc.), seinem sichtbaren Muskelbau, worin sich auf tausenderlei Art ein ganzes Verhältnis zum Körper niederschlägt, mit anderen Worten, eine ganz bestimmte, die tiefsitzenden Dispositionen und Einstellungen des Habitus offenbarende Weise, mit dem Körper umzugehen, ihn zu pflegen und zu ernähren. In der Tat erweist sich [...] (im) Gebrauch des Körpers im Arbeitsprozeß wie in der Freizeit die klassenspezifische Verteilung der körperlichen Eigenschaften.“ (FU, 307)

---

<sup>18</sup> Nähere Ausführungen zum Geschmack folgen im Kapitel „Habitus und Geschmack“.

Frauen aus kleinbürgerlichen Kreisen – v.a. jene in Repräsentations- und Präsentationsberufen (Kosmetikerinnen, Verkäuferinnen usw.) – neigen dazu, auf „makellos geschliffenes Auftreten“ und auf „würdige Haltung“ zu achten. (FU, 328) Als (schulsoziologisches) Beispiel bringt Bourdieu an dieser Stelle Absolventinnen von Hostessenschulen – heute wären diese vergleichbar mit diversen *Model*ausbildungen<sup>19</sup> –, die danach „andere Menschen“ seien; ihre „Art zu gehen, sich zu setzen, zu lachen und zu lächeln, zu sprechen, sich zu kleiden und zu schminken und vieles mehr ist danach von Grund auf umgemodelt.“ (FU, 328f)

Ein anderes *schulsoziologisches* Beispiel führt Thomas an, wenn er über „schulische Lern- und Bildungspraktiken“ schreibt, die das Erlernen von Selbstbeherrschung zum Zweck haben: in einer ersten Klasse wurden die Kinder von der Lehrerin aufgefordert, ihren Arbeitsplatz mit ihren Schultaschen abzugrenzen, mit dem Ziel selbständig arbeiten zu lernen und sich konzentriert ausschließlich der gestellten Aufgabe zu widmen. Das Ziel dieser „Strukturübung“ (Bourdieu) ist es, unter Zuhilfenahme von „materiellen Halterungen und Markierungen“ eine Lernhaltung einzuprägen, die in der späteren schulischen Laufbahn selbständiges Arbeiten ermöglicht. (vgl. Alkemeyer, 130)<sup>20</sup> In einer siebten Klasse konnte Alkemeyer beobachten, dass jene Schüler, die beim Folgen des Unterrichts Schwierigkeiten hatten, eine aufrechtere und verspannte Sitzhaltung

---

<sup>19</sup> Siehe dazu:

URL: <http://www.fashionanddance.com/modelagentur/modelausbildung.html> (Stand: 4.4.2011)

URL: <http://www.model-schule.at/ausbildung.php> (Stand: 4.4.2011)

URL: <http://www.modelagentur-blackpearl.de/modelausbildung.html> (Stand: 4.4.2011)

– ob hier ein *Ummodeln* im Sinne Bourdieus stattfindet, wäre zu überprüfen.

<sup>20</sup> Alkemeyer geht davon aus, dass mit Bourdieu „Lernen als spezifische Weise der Entdeckung, Entfaltung und Transformation (verborgener) Potentiale des Habitus aufgefasst werden [kann]“. (Alkemeyer, 125) Ein Erfordernis zu Lernen ergibt sich Alkemeyer zufolge, immer dann, wenn an die inkorporierten „Schemata des Wahrnehmens, Erkennens und Beurteilens“ (ebd.) zwar angeschlossen werden kann, jedoch die „eingefleischte(n) Routinen“ (ebd.) allein nicht ausreichen, um eine (neue) Situation zu bewältigen. Ähnlich argumentiert auch Hans Christoph Koller, der in seinem Beitrag beim erziehungswissenschaftlichen Symposium „Vom bildungstheoretischen Ort/Nicht-Ort des Empirischen – aktuelle Perspektiven und Einsatzpunkte allgemeiner Erziehungswissenschaft“ im Dezember 2010 einen Versuch unternimmt – unter anderem in Bezug auf Bourdieu – den Bildungsbegriff neu zu bestimmen, wobei Bildung als Transformationsprozess von Welt- und Selbstverständnissen verstanden wird, die in Krisensituationen ausgelöst werden. (vgl. Koller 2010)

einnahmen, im Gegensatz zu denen, die problemlos mitkamen. Die zweitgenannte Gruppe der Schüler und Schülerinnen saßen entspannt, locker und lässig auf ihren Plätzen. Diesen Zusammenhang vergleicht Alkemeyer mit Fußballspielen: während jene Spieler, „die Mühe haben, im Spiel zu bleiben“, eher verkrampft wirken, seien die Bewegungen der Spieler, die mühelos „mitten im Spiel sind“, durch Leichtfüßigkeit und „provokativ wirkende Lockerheit“ gekennzeichnet. (vgl. Alkemeyer, 133)

### ***Sportliche Eigenheiten***

*Wer rastet, der rostet.*

Wenn nun das Hauptaugenmerk auf sportliche Betätigung gelegt wird, treten auch hier klassenspezifische, milieu- und herkunftsbedingte Differenzen bei den Vorlieben für bestimmte Sportarten, bei der Beteiligung an Sportveranstaltungen und Rezeption von Sportereignissen hervor, kurz: Bourdieu konnte eine von der sozialen Lage abhängige sportliche Aktivität feststellen.

Wie bereits beim Essverhalten genauso wie bei der Art sich zu repräsentieren der Gegensatz von Substanz und Form eine wesentliche Rolle spielt, so ist dies auch bei sportlichen Praktiken von Bedeutung. Während Akteure der bildungsnahen Schichten und oberen Klassen dem Respekt vor Formen und Ritualen zollen und der Hang zur zivilisierten und kultivierten Welt auch bei ihren Vorlieben bei Sport- und Freizeitaktivitäten zum Tragen kommt – es werden Körper geformt, Stile veredelt, Netzwerke gesponnen –, versuchen hingegen die unteren Klassen sich durch sportliche Betätigung von Formen und Zwängen frei zu machen und sich der Substanz zu widmen (man denke an Bodybuilding, Boxen oder Fußball, wo ein sichtbar durchtrainierter Körper, der Wettkampf und der Sieg im Vordergrund stehen). Die einfachen Leute der unteren Klassen sind diejenigen, die – wie in den vorangegangenen Ausführungen bereits deutlich wurde – ein ‚instrumentelles Verhältnis‘ (Bourdieu) zum Körper haben und die Substanz und den Inhalt – das „Was“ – der Form – dem „Wie“ – vorziehen. Zum Beispiel ist dem jungen Bodybuilder aus einfachen Verhältnissen seine durch das Training gewonnene Kraft und Muskelmasse allein von Bedeutung. In seinem sozialen Umfeld erlangt er einzig durch den Muskelaufbau und seine sichtbare Muskulatur Ansehen. Dem



gegenüber zeigt das nebenstehende Foto Valéry Giscard d'Estaing<sup>21</sup> beim Tennisspiel, der – für die obere Klasse charakteristisch – durch sein tägliches Training in einem Tennis-Club das Ziel der Vervollkommnung seines Stils oder, wie Karl Lagerfeld in seinem privaten Fitnessstudio bei sich zu Hause, die Formung und Erhaltung der „Harmonie des Körpers“ verfolgt. (FU, 337)



Abb. FU, 336

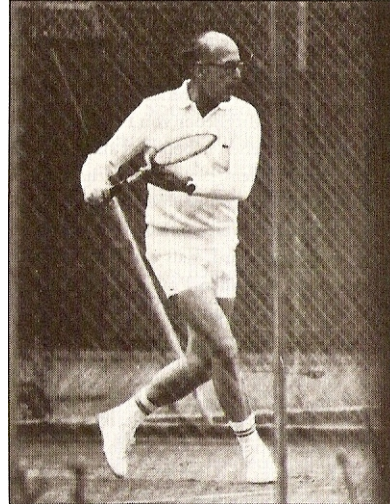


Abb. FU, 337

Abgesehen von den differenzierenden Kategorien *Form* und *Inhalt* wird die sportliche Aktivität mit erwartbaren Vorteilen besetzt. Diese sind von der sozialen Lage abhängig, d.h. also, dass diese von Schicht zu Schicht sowie innerhalb dieser variieren. Unabhängig von der ökonomischen Lage, dem kulturellen Kapital und den zeitlichen Rahmenbedingungen treten bei der Entscheidung für eine bestimmte Sportart die jeweiligen Erwartungen, die der sportlichen Betätigung entgegen gebracht werden, die Vorteile, die man sich vom Sporteln unmittelbar oder für die Zukunft erhofft, also die Einschätzung des Kosten-Nutzen-Verhältnisses einer Sportart hervor und scheinen diese zu beeinflussen. (vgl. FU, 338) Bourdieu schreibt, dass „letztlich also von den Dispositionen des Habitus und noch genauer vom Verhältnis zum eigenen Körper als einer Dimension des Habitus“ (FU, 338f) die Wahrscheinlichkeit abhängt, „daß jemand einen bestimmten Sport betreibt“. (ebd.) Solche Vorteile reichen von „Schlankheit, Anmut, sichtbare Muskulatur im äußeren Erscheinungsbild oder [...] Gesundheit und seelische[m] Gleichgewicht“ (FU, 334) bis hin zu sozialem und ökonomischem Networking, Aufbau und Knüpfen von Beziehungen, die Profite versprechen. (vgl. ebd.)

---

<sup>21</sup> Ehemaliger französischer Staatspräsident

Sportliche Praxis ist nicht gleich sportliche Praxis, selbst dann nicht, wenn es sich um dieselbe Sportart handelt. Geschichtlich gesehen haben die Massen der mittleren und unteren Schichten immer wieder die Sportarten der Elite für sich beansprucht. So kann beobachtet werden, dass auf ihre Exklusivität bedachte Sportarten wie Segeln, Golf, Schifahren, Tennis oder der Reitsport, die zunächst nur in oberen Kreisen praktiziert wurden, meist mit einer (kostspieligen) Mitgliedschaft bei Privatclubs einhergingen. Derartige Clubs wollten über Aufnahmeverfahren, Beiträge und Kleidervorschriften sicherstellen, dass ihre Exklusivität durch adäquate Mitglieder erhalten bliebe, so Béla Rásky in seinem Artikel über die sozialen Unterschiede bei sportlicher Betätigung in Österreich. Beispielsweise führt Rásky einen Ausschnitt aus dem Jahrbuch des Wiener Union-Yacht-Clubs aus dem Jahr 1936 an:

„Wenn wir die Namen der Gründungsmitglieder unseres Klubs betrachten, so finden wir, daß durch diese Persönlichkeiten und ihre gesellschaftliche Position selbst schon die Richtlinien gegeben waren, nach denen sich der weitere Zuwachs von Klubgenossen vollzogen hat und vollziehen mußte. In den Händen dieser Herren lag zuerst die Entscheidung über die Aufnahme neuer Mitglieder und die strengste Rigorosität in der Beurteilung der Aufnahmswerber war Grundsatz, daß nur *dem* der Eintritt erlaubt werden sollte, der in jeder Hinsicht in den Rahmen dieses erlesenen Kreises paßte. Dieses auch weiterhin hochgehaltenen Prinzip hatte es ermöglicht, dem Union-Yacht-Club jene Struktur der gesellschaftlichen Einheitlichkeit zu erhalten, die ihm seine soziale Geltung und Stellung geschaffen hat [...] (D)er Union-Yacht-Club wird niemals das Gedenken an seine Vergangenheit so weit verleugnen, daß er von seiner stets hochgehaltenen Tradition strengster Auslese abgeht. Daß in einem solchen homogenen Mitgliederkreis der Wunsch besteht, auch außerhalb der sportlichen Gemeinschaft freundschaftlichen geselligen Verkehr zu pflegen, ergibt sich von selbst.“ (50 Jahre Union Yacht-Club. Jahrbuch 1936, 26,29; zit.n. Rásky 2003, 5)

Mitglieder dieses Wiener Elite-Yacht-Clubs waren, Rásky zufolge, die österreichische Hocharistokratie, Unternehmer, Industrielle, Ministerialräte, Generaldirektoren, Fachärzte, Ministerpräsidenten mitsamt ihrer Frauen und Kinder. Was im Kapitel über den legitimen Geschmack noch ausführlich beschrieben wird, tritt hier augenscheinlich hervor: Von klein auf werden der gesellschaftliche Umgang, der Geschmack für legitime Praxen, das Zugehörigkeitsgefühl zu einer bestimmten sozialen Schicht und die Vorliebe für legitime Kultur inkorporiert. Auch das Körperbild, das die Ideologie des elitären

Clubs zu dem der proletarischen Vereine unterschied, entspricht den Bourdieuschen Darstellungen:

Es „war nicht unbedingt ein disziplinierendes, sondern ein aristokratisches, ritterlich-vornehmes Körperbild: „Und als letztes, aber nicht zuletzt, sei gesagt, daß der Union-Yacht-Club allen seinen Mitgliedern und Freunden durch seinen Sport unsäglich viele reine Freuden, unsäglich viel Nutzen für den Geist und Körper verschafft hat, wie er auch der heranwachsenden Jugend eine wertvolle Mitgift an Mannhaftigkeit und vornehmen Sportgeist ins Leben mitgegeben hat.““ (Rásky 2003, 5)

Diese Art der Abgrenzung zum *gemeinen Volk* findet bis heute statt. Zwar sind Sportarten wie Golf, Segeln, Tennis, Reiten und Schifahren heute jedermann und jederfrau zugänglich, „allerdings meistens an getrennten Orten und zu unterschiedlichen Zeiten“. (FU, 338) So finden sich Prominenz und Adel in Kitzbühl, Davos oder St. Moritz zum Schiurlaub ein, während Angehörige der mittleren und unteren Schichten aus Wien gerne einen Tagesausflug am Sonntag in die am Wochenende überfüllten Schigebiete Semmering, Hochkar oder Lackenhof unternehmen. Gleichzeitig kann es zu unterschiedlichen Zugängen zum Schisport und verschiedenen Erwerbsweisen des Schifahrens in der Kindheit beziehungsweise im Jugendalter kommen, insofern die einen – meist aus sozial höhergestellten Familien –, deren Eltern selbst gern und oft schifahren, bereits sehr früh das erste Mal auf den Brettern stehen und durch den kontinuierlichen Besuch von diversen Schiregionen eine selbstverständliche, *natürliche* Sicherheit beim Schifahren entwickeln, haben die anderen oft erst sehr spät – wenn überhaupt und für die Eltern leistbar, auf Schulschikursen – die Chance das Schifahren zu erlernen und ihre sportliche *Begabung* unter Beweis zu stellen. Ob deren Sicherheit eine vergleichbar natürliche wird, sei dahin gestellt. Es scheint fast so, als wäre selbst *Begabung* etwas nicht von Natur gegebenes, sondern vielmehr von frühestmöglichen Kontakten mit bestimmten Dingen abhängig, die ihrerseits in Abhängigkeit zur sozialen Stellung der Eltern und nicht zuletzt von deren ökonomischen Kapital zu sehen sind. Golfer und Tennisspieler kommen ebenso aus allen sozialen Schichten, wenngleich zu unterschiedlichen Quantitäten. Die distinguierten Sportler und Sportlerinnen suchen über teure Privat-Klubs sich abzugrenzen, deren Kleidervorschriften allein bedeuten oftmals eine schmerzvolle Hürde für den normalverdienenden Mittelstand. Dass Golf kaum von Angehörigen der unteren Klasse ausgeübt wird, liegt wohl an dem Widerspruch zwischen dem „für Golf typische distanzierte Verhältnis zum eigenen Körper und zum

Gegenspieler“ und dem für die Unterschicht charakteristischen „Körperhabitus, der die Kraft, die Dynamik und die Durchsetzungsfähigkeit des männlichen Körpers betont“. (Schwier, 2003a) Bis Anfang der 1980er Jahre hätten Sportvereine eine Sozialisierungsfunktion gehabt, so Rásky, die sie zumindest im städtischen Bereich dann nach und nach an das Fitness-Center verloren hätten. Rásky meint außerdem, dass in den oberen Schichten der Begriff „Sport“ durch den der „Fitness“ verdrängt würde, was auch mit einer Veränderung und Dynamisierung ihres Gesundheitsbegriffes – Gesundheit nicht als Guthaben oder Kapital, sondern etwas, für dessen Erhalt täglich Sorge getragen werden müsse – einherginge. (vgl. Rásky, 17) Konrad Paul Liessmann beschreibt eindringlich das Fitnessstudio als „eine andere Welt“, in der sich alles nur um den Körper dreht, jedoch die Ziele, Vorstellungen und Erwartungen, die von den Trainierenden verfolgt werden, gänzlich verschieden sein können. Im Fitness-Center kreise zwar alles „um vier Begriffe: Gesundheit, Kraft, Ausdauer, Attraktivität“, die aber laut Liessmann „je nach Alter, Geschlecht und Charakter [...] in unterschiedlichen Intensitäten und mit mannigfachen Mitteln verfolgt (werden)“ (Liessmann 2010, 156). Dabei geht er zwar nicht auf einen möglichen bzw. wahrscheinlichen Unterschied in der sozialen Herkunft ein, jedoch kann mit Bourdieu die Schichtzugehörigkeit erahnt werden: Liessmanns Beobachtungen dürften einem Fitnessstudio der oberen Mittelschicht entstammen, was einerseits an dem aristokratisch-bürgerlichen Idealen der Attraktivität, Körpervervollkommnung und Gesundheitserhaltung, andererseits am krampfhaften, verbissenen Verfolgung dieses Ideals mit dem Ziel, fit für den wirtschaftlichen Markt und Konkurrenzkampf zu sein bzw. am sozialen Markt mithalten zu können, um dem übergeordneten Ziel näherzukommen, nämlich in der sozialen Hierarchie aufzusteigen und die eigene soziale Position zu verbessern: „An den Herz-Kreislaufmaschinen arbeiten die Cholesterinbekämpfer, Fettverbrenner und Ausdauersportler, bei den diversen gymnastischen Übungen mit mehr oder minder einschlägigen esoterischen Überbau sieht man die Ganz- und Gesundheitsjüngerinnen und die *Business-Women*, die sich auf den globalen Wettbewerb vorbereiten, und an den Foltergeräten der Kraftkammer werden die Körper für die Aufmerksamkeitsmärkte aller Art gestählt.“ (ebd., 156f) Während Liessmann in Anlehnung an Günter Anders eine verstärkte Motivation ein Fitness-Center aufzusuchen, in der Tatsache erkennt, dass aufgrund der Technisierung und Digitalisierung der Mensch im Arbeitsprozess kaum mehr körperliche Arbeit leisten

muss, und somit physische Anstrengung zum Ausgleich in seiner Freizeit sucht. (vgl. ebd., 157f) In der vorbereiteten Umgebung im Fitnessstudio, fügt Liessmann Anders hinzu, wird die Bildung des Körpers zum Selbstzweck; der Körper ist nicht mehr nur Mittel, sondern steht als Zweck an sich im Mittelpunkt der Bemühungen. Diese Entwicklung und Eigenheit des Trainings im Fitness-Center hat bereits Alfred Schirlbauer in seinem Aufsatz „Humboldt incorporated“ erkannt und als heutiges Pendant zur Bildungsidee Humboldts beziehungsweise deren Verwirklichung verstanden. Zwar hatte Wilhelm von Humboldt in seiner ästhetischen Bildungsvorstellung eher eine proportionierlich-harmonische Bildung der Geistes-Kräfte im Sinn und weniger der Kräfte des Körpers, dennoch ist für Schirlbauer „W. v. Humboldt [...] der erste (und bislang letzte) Bildungstheoretiker, der den menschlichen Geist und seine Bildung so gedacht hatte wie ein Bodybuilder heute seinen Körper: nämlich als Selbstzweck und dergestalt als Gegenstand permanenter Verbesserungsbemühungen.“ (Schirlbauer 2004, 227) Ein zu erwartender Vorteil befindet sich nicht im Zielhorizont des humboldtisch Lernenden. Dass Bildung indirekt gewinnbringend und von Nutzen sein kann, ist nicht nur nicht auszuschließen, sondern gar wahrscheinlich. Ebenso verhält es sich mit der Körperarbeit im Fitnessstudio: Die gewonnene Kraft und Ausdauer (wenn man nicht gerade vorhat einen Marathon zu laufen) bringt direkt für das alltägliche Leben wenig. Indirekt aber wird die innerliche (Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein) und äußerliche Attraktivität (Schlankheit, Fitness, Jugendlichkeit) gesteigert und die Chancen am Arbeits-, Beziehungs- und *Sozial*markt erhöht. Insofern diese Ziele durch die Medien geschürt werden und permanent über Plakatwände, Fernsehwerbung, Postwurfsendungen, Kataloge u.ä. wahrgenommen, aufgenommen, angenommen und am Ende als eigene Zielvorstellungen erlebt werden, sind die Mitgliedschaften der Fitnessstudios äußerst heterogen. Leute, die ins Fitness-Center gehen, dort schwitzen, sich verausgaben und ihren Körper in Form bringen, gehören den oberen Schichten genauso an, wie den unteren Schichten. D.h., dass alle Schichten gleichermaßen vom Sog der Fitnessstudios angezogen werden, wenngleich die *Beweggründe* nicht identisch sein mögen und die einzelnen Fitnessstudios sich doch durch eher sozial homogene Mitgliedschaften auszeichnen. Ein Hauptkriterium der Entscheidung für ein Fitness-Center einerseits und der Selektion seitens des Studios andererseits ist die Höhe der Mitgliedsbeiträge, welche monatlich zu entrichten sind.

Eine andere Tendenz, die heute zu beobachten ist und die Bourdieu damals nur ansatzweise erfassen und beschreiben konnte, ist die Tendenz weg von Vereins- und Mannschaftssportarten hin zu Erlebnis-, Individual- und Funsportarten: Klettern, Kilimanjaro Besteigung, Kajak-Fahren, Yoga, Tai Chi, Triathlon, Canyoning, Kite-Surfen, Base-Jumping sind nur einige Beispiele für ein unüberschaubares Angebot. Alkemeyer spricht in diesem Zusammenhang an, dass eine dahingehende Entwicklung der Bewegungs- und Sportpraktiken dem gesellschaftlichen und politischen Wandel entspreche, der dem Individuum abverlange, sich als Selbstunternehmer zu organisieren, „Grauzonen von Normalität zu ‚checken‘ und kreativ mit Erlerntem zu experimentieren“. (Alkemeyer 2003, 10<sup>22</sup>)

Inwiefern Anhänger moderner Trendsportarten den von Bourdieu beschriebenen distinktiven Lebensstil, der sich besonders über die Sportart äußert, ausleben, zeigt beispielsweise das *Boarden*<sup>23</sup> bzw. Skaten. Der Wille sich von anderen abzugrenzen und der eigenen Gruppe anzuschließen bzw. zugehörig zu fühlen, manifestiert sich bei Skatern oder Surfern über spezifische Codes und Zeichen. Es ist ihre spezielle Art sich zu bewegen (zu gehen, zu sitzen, ihren Sport auszuführen), sich zu kleiden (auch beeinflusst durch die Werbe-, Freizeit-, Sport- und Kleidungsindustrie), in ihrem Aussehen und nicht zuletzt in der Sprache, die sie als Gruppe erscheinen lässt. So ist es beispielsweise für Skateboarder wichtig, ein gut *flexendes* Board zu haben, um die *curves* richtig *pushen* zu können.

---

<sup>22</sup> Diese Vermutung leitet Alkemeyer mit der Feststellung ein, dass sich mit Bourdieu Praxisformen körperlicher Reflexivität und Umgestaltung des Selbst kaum begreifen ließen, da – so Alkemeyers Begründung – Bourdieu zufolge, der Körper die Hysteresis, Dauerhaftigkeit und Trägheit des Habitus garantiere. (vgl. Alkemeyer 2003, 10) Diese Aussage bzw. Vermutung kann m.E. widerlegt werden: in Zusammenhang mit der Entwertung der Bildungstitel und der daraus folgenden Unsicherheit am Arbeitsmarkt eine Stelle zu finden bzw. diese zu behalten, schreibt Bourdieu von der Notwendigkeit permanenter Fortbildung und Flexibilität, um sich seine wirtschaftliche Unabhängigkeit zu sichern. Am „Eifer und [der] Geschäftigkeit den ästhetischen wie ethischen Moden und Modellen der Jugend zu huldigen, dokumentiert sich [...], daß man noch nicht fertig, noch nicht festgelegt, noch nicht am Ende seiner Entwicklung angelangt ist.“ (FU, 259f)

<sup>23</sup> Es gibt verschiedene Typen von Brettern wie Surfboards, Wellenboards, Long-, Skate- und Snake- oder Waveboards, Carve-, Race-, Freestyle- oder Snowboards und wahrscheinlich noch viele andere.

## II. HABITUS UND GESCHMACK

Über Geschmack lässt sich bekanntlich nicht streiten. Gemeinhin herrscht die Meinung, dass dies in der Einzigartigkeit und Individualität der diversen Geschmäcker und Geschmacksrichtungen der Menschen ihre Begründung fände, dass jedem sein persönlicher Sinn für das Schöne zugebilligt werden müsse und dass eine Diskussion über differierende Vorlieben, Stile und ästhetische Einstellungen vergebens wäre und fruchtlos bliebe, da sich eine derartige Diskussion einer objektiv-sachlichen Argumentation entziehe. Vereinzelt trifft man auch auf die Erklärung, dass es nur einen einzigen guten Geschmack gäbe, der eine Maxime oder Richtlinie darstelle, und es daher keine Rechtfertigung gäbe, den Geschmack in Frage zu stellen. Doch mit Bourdieu lässt sich an der Aussage, dass sich über Geschmack nicht streiten lasse, zweifeln, da seine Habitus- oder Geschmackstheorie einerseits entkräftet, dass der Geschmack individuell und einzigartig sei, und andererseits existiert für Bourdieu kein *einzig richtiger* Geschmack, im Sinne eines Axioms. Bourdieu schreibt vom *Klassengeschmack*, der von der jeweiligen Klassenlage bestimmt ist.

Bereits in der Einleitung seines Werkes „Die feinen Unterschiede“ bezieht sich Bourdieu fast ausschließlich auf Kultur und den kulturellen Konsum. Dem kulturellen Konsum und der Rezeption von Kunst liegen inkorporierte Geschmacksurteile zugrunde, die von frühester Kindheit an in Abhängigkeit von der sozialen Lage und vom Umfang und der Zusammensetzung des Kapitals der Herkunftsfamilie einverleibt werden. Die Grundstruktur des Habitus oder des Geschmacks, – wie er gebildet wird und wie er sich äußert (Entstehungsmodi und Äußerungsformen) – ist ident mit jener, die sich in und durch die Leiblichkeit äußert<sup>24</sup>. (Der Habitus ist ja derselbe!)

---

<sup>24</sup> Vgl. dazu das vorige Kapitel

Auch bei der Bildung des Geschmacks oder der Bildung der ästhetischen Einstellung spricht Bourdieu von Inkorporierung objektiver Strukturen. Wie schon im vorangegangenen Kapitel handelt es sich dabei um die Einverleibung der gesellschaftlichen Verhältnisse, in welche der Mensch von Geburt an eingebunden ist und welche dieser somit während seiner Entwicklung in sich aufnimmt. Genauso wie die Inkorporierung objektiver Strukturen in Hinblick auf Nahrungsmittelkonsum und Nahrungszubereitung, auf Kleidungsstil, auf die Art sich zu repräsentieren, auf die Art sich zu bewegen und auf die Vorlieben bei sportlichen Aktivitäten, kurz: in Form physischer beziehungsweise leiblicher Ausdrucksweise sichtbar wird, so tritt die Inkorporierung objektiver Verhältnisse bezogen auf Kunst und Kultur in Form kultureller Verhaltensweisen (z.B. Theater- oder Galeriebesuche), kultureller Kenntnisse (z.B. Namen und Werke diverser Komponisten oder Regisseure) und Vorlieben (z.B. traditionelle oder avantgardistische Malerei) zu Tage. (vgl. FU, 18) Das heißt also, dass auch das, was uns in ästhetischer Weise gefällt oder missfällt, welche Aktivitäten wir im künstlerischen Bereich setzen, welche Kunstwerke (sei es beispielsweise hinsichtlich bildender Kunst oder Musik) wir konsumieren, an Einflüsse und Erfahrungen gekoppelt ist, die uns von klein auf begleitet haben, die wir von Geburt an erleben. Anders gesagt: Es ist der Geschmack, der sich von Anbeginn an entwickelt und in uns einschreibt. Er sagt uns, was wir wollen, was uns gefällt, wie wir entscheiden sollen; beginnend bei Entscheidungen hinsichtlich Kleidung, Möbel und Nahrungsmittel bis hin zu Kunstrezeption: gehen wir ins Theater oder Kino oder bevorzugen wir den Abend vorm Fernseher? Hören wir lieber Jazz oder Klassik, Schlager oder Punk-Rock, Alternative Country oder elektronische Musik? Liegt unsere Präferenz eher bei leichten Romantik-Komödien, Comic-Verfilmungen oder Klassikern? Schätzen wir abstrakte Werke der bildenden Künste, aktionistische Malerei oder phantastischen Realismus? – Diese Entscheidungen sind laut Bourdieu gebunden an den Geschmack bzw. an die ästhetische Einstellung, die ihrerseits von der sozialen Herkunft abhängig sind. Allerdings sind für den Geschmack – einschließlich der ihm zugehörigen kulturellen Kompetenz –, der im Habitus verankert ist und sich gleichzeitig durch den Habitus entwickelt (und *den Habitus ausmacht!*), nicht nur die sozioökonomischen Verhältnisse von größter Bedeutung. Das heißt also, dass sich Unterschiede im Geschmack vor allem in Verbindung mit der



sozialen Herkunft zeigen und nicht in Rückgriff auf das Bildungskapital<sup>25</sup> erklärbar sind, was vermutet werden könnte. Dass der Rekurs auf das Bildungskapital nicht taugt die Geschmacksunterschiede zu erklären, führt Bourdieu auf die Tatsache zurück, dass bei gleichem Bildungsniveau künstlerische Fähigkeiten und kulturelle Praktiken je nach sozialer Herkunft variieren. (vgl. FU, 134) Neben den sozioökonomischen Verhältnissen führt Bourdieu zwei weitere maßgebliche Einflüsse an, die aber wiederum mit der sozioökonomischen Herkunft in engem Zusammenhang (möglicherweise in unmittelbarer Korrelation) stehen: erstens die Art und Weise der Aneignung von Kultur. Der Erwerbmodus des „aktuell in Besitz befindlichen kulturellen Kapitals“ (FU, 143), also wie und auf welchem Markt das derzeitige Wissen, die derzeitige Kompetenz und die derzeitige Herangehensweise an Kunst und Kultur vom Akteur/der Akteurin erworben wurden, beeinflusst Geschmacksunterschiede. Zweitens bewirkt der jeweilige Grad der Anerkennung und Absicherung des kulturellen Kapitals – meist durch einen schulischen Abschluss bestätigt – Unterschiede im Geschmack<sup>26</sup>. (vgl. FU, 143)

Dass sich gerade in Hinblick auf Kultur und Bildung Unterschiede manifestieren, drückt Bourdieu aus, wenn er schreibt: „Nichts hebt stärker ab [...] als das Vermögen [...] Objekte zu ästhetisieren, als die Fähigkeit, [...] in vollkommener Umkehrung der populären Einstellung die Prinzipien einer ‚reinen‘ Ästhetik spielen zu lassen.“ (FU, 25) Der dem Menschen immanente Wunsch sich von anderen (Gruppen oder einzelnen) abzuheben oder abzugrenzen und auch die Realisierung dessen, kann an vielen Beispielen aufgezeigt werden: p.e. Mode und Kleidungsstile, Wohnortwahl, Aufsuchen bestimmter Veranstaltungen, Mitgliedschaft bei bestimmten Vereinen und eben auch Assoziationen und Aussagen oder Urteile zu (un)bestimmten Kunstwerken. Bereits 1911 hat Georg Simmel in seinem Aufsatz „Die Mode“ davon gesprochen, dass dem Menschen einerseits das „Bedürfnis des Zusammenschlusses“ und andererseits das „Bedürfnis der Absonderung“ (Simmel 1983, 32) innewohnen und er diesen in der Art und Weise sich zu kleiden nachkommt. (Vgl. Debatte um Einführung von Schuluniformen in Deutschland

---

<sup>25</sup> Bildungskapital misst Bourdieu an den Schul- bzw. Hochschulabschlüssen. Dass der Rekurs auf das Bildungskapital nicht taugt die Geschmacksunterschiede zu erklären,

<sup>26</sup> ergänzende Anmerkung: Beeinflusst durch die Aneignungsweise kann es auch bei identischen (Hoch)Schulabschlüssen zu differenten Beziehungen zu Kunst und Kultur kommen. (vgl. FU, 143)

im vorigen Jahr 2010)<sup>27</sup>. Noch früher, Ende des 18. Jahrhunderts, stellte Immanuel Kant fest: „*Besser ist es aber doch immer, ein Narr in der Mode als ein Narr außer der Mode zu sein* [...]“. (Kant 1974, 160) und dass in der Mode sein, eine Sache des Geschmacks sei. Fügt dem aber weiterdenkend hinzu, dass „Mode eigentlich nicht eine Sache des Geschmacks [...], sondern der bloßen Eitelkeit, vornehm zu tun, und des Wetteifers, einander zu übertreffen“, sei. (ebd., 161) Es wird hier deutlich, dass Kant der Wahl der Kleidungsstücke die Funktion der Distinktion und der sozialen Abgrenzung zuschreibt, wobei er sogar den Abgrenzungsmechanismus in den Vordergrund rückt und die Basis für den Sinn für Mode nicht im guten Geschmack sieht. Der Versuch – wenn auch (oder: wenn sogar) in aller Eitelkeit – sich durch Kleidung gegenseitig zu überbieten, „einander zu übertreffen“, schöner und besser sein zu wollen als andere, kann einerseits als Hinweis auf die dem Menschen immanente Tendenz zur Abgrenzung gesehen werden, andererseits kann der Versuch „vornehm zu tun“, sich als etwas besseres darzustellen, Vorbildern nachzueifern, mit dem Ziel deren Rang zu erreichen oder wenigsten in die begehrte Gruppe aufgenommen zu werden, die Tendenz des Anschlusses verstanden werden. So scheint es, dass der Geschmack hier nicht mehr allein über ästhetische Angelegenheiten entscheidet, sondern vielmehr die Funktion der Distinktion in sich aufnimmt.

Bevor nun aber die Tendenz zur Distinktion und Abgrenzung – Bourdieu spricht dem Geschmacksurteil „gewissermaßen die höchste Ausprägung des Unterscheidungsvermögens“ zu (FU, 31) – im Mittelpunkt der Auseinandersetzung steht und erörtert wird, wie dies konkret im Zusammenspiel mit ästhetischen Urteilen und dem Umgang mit Kunst und Kultur zu verstehen ist, soll geklärt werden, wie sich die einzelnen Zugänge zu Kunst und Kultur zeigen bzw. wie der Habitus entsteht und wie er wirkt. Der erste Abschnitt in diesem Kapitel wird sich mit dem „legitimen Geschmack“ auseinandersetzen, der zweite mit dem „populären Geschmack“, im dritten Abschnitt wird der „mittleren Geschmack“ behandelt. Diese Unterteilung ist direkt an Bourdieu angelehnt, der diese „drei Geschmacksdimensionen“ in einer grundsätzlichen

---

<sup>27</sup> URL: <http://derstandard.at/1277338778571/Schuluniformen-in-Oesterreich-kein-Thema>

(Stand: 5.2.2011)

URL: [http://www.focus.de/politik/weitere-meldungen/berlin-union-und-spd-fordern-schuluniformen\\_aid\\_531057.html](http://www.focus.de/politik/weitere-meldungen/berlin-union-und-spd-fordern-schuluniformen_aid_531057.html) (Stand: 5.2.2011)

Übereinstimmung mit drei Bildungsniveaus und drei gesellschaftlichen Klassen nennt. (vgl. FU, 36f) Erst danach, im vierten Abschnitt folgt die Konfrontation der drei Klassen miteinander, um festzustellen, welche Differenzen und Distinktionsmerkmale sie aufweisen und wie sie diese zum Einsatz bringen.

### **DER LEGITIME GESCHMACK**

Dass der legitime Geschmack in den oberen Schichten der Bevölkerung auftritt, ist keine empirisch-statistische Zufälligkeit, sondern hängt mit der Tatsache zusammen, dass die Angehörigen der oberen Schichten mit der Macht der Legitimierung ausgestattet sind. D.h. sie sind diejenigen, die bestimmen, was legitim ist und was nicht. Je höher das Bildungsniveau und je höher die Position innerhalb der Gesellschaft ist, desto eher und ausgeprägter wirkt sich der legitime Geschmack als inkorporierte Struktur, als Habitus aus und bestimmt so die Neigungen und Vorlieben der oberen, gebildeten Kreise. Jene Menschen, die der oberen Klasse angehören, sind zunächst solche, die in materieller oder ökonomischer Hinsicht keinen Mangel haben und daher sich ein Leben leisten können, in dem Not oder Armut keine unmittelbare – wenn überhaupt eine – Rolle spielen. Sie können sich einerseits leisten, sich Dinge zu kaufen, die sie nicht unbedingt brauchen, andererseits können sie es sich leisten, zum Leben in eine gewisse Distanz zu treten und sich Zeit für nicht „Notwendiges“ zu nehmen. Man könnte sagen: sie leben in Luxus und Muße – und das von Kindheit an.

Bourdieu schreibt, dass ein materielles Erbe immer auch gleichzeitig kulturelles Erbe sei, da der Familienbesitz über die ökonomische oder finanzielle Absicherung und Bestätigung immer auch „praktisch zu deren moralisch-geistiger Reproduktion“ beiträgt, „d.h. zur Weitergabe von Werten, Tugenden und Kompetenzen“. (FU, 136) In den wohlhabenden Klassenfraktionen der oberen Schicht – wobei hier sogenannte „Neureiche“ weitgehend ausgenommen werden können – erweisen sich Kunst und Kultur als dem Alltag immanent, das heißt Kunst und Kultur gehören zum alltäglichen Leben wie Essen und Trinken. So kommt es, dass Kinder dieser vermögenden und

bildungsnahen Familien<sup>28</sup> schon sehr früh einen unmittelbaren Zugang zu Kunst und Kultur erfahren, der weder besonders hervorgehoben noch im Besonderen forciert wird. Es drängt sich hier vielleicht von manchen Seiten der Einwand auf, dass doch Kindern heutzutage im Kindergarten oder in der Volksschule sehr wohl ein Umgang mit Kunst und Kultur, im Sinne von beispielsweise Theater- und Museumsbesuchen, ermöglicht und so ein kultureller Zugang vermittelt wird. Ja, sogar kulturelle Bildung stattfindet. Dieser Einwand leuchtet zwar ein, er ist jedoch in Bezug auf den legitimen Geschmack argumentativ nicht haltbar, denn Bourdieu spricht von einer „unmittelbare[n] Vertrautheit mit geschmackvollen Dingen“ (FU, 137), die sich Kinder im Kreise der Familie im *Nebenbei*, also unbewusst, aneignen, ohne pädagogisch oder didaktisch angeleitet zu werden. Dies ist selbstverständlich ein Zugang, der Kindern im Kindergarten oder in der Volksschule ermöglicht werden kann und auch soll, aber man kann eben nicht von Inkorporierung sprechen, im Sinne von im Alltag, in der *Normalität* Erlebtes sich einverleiben, von es-nicht-anders-kennen, von in einem Milieu aufzuwachsen, „in dem legitime Kultur so präsent ist wie Luft zum Atmen“. (FU, 160) Es handle sich dabei um eine in einem „unmerklichen, steten Prozeß der Vertrautheit im Schoß der Familie garantierte Aneignung von legitimer Kultur“, die eine „gleichsam magische[] Erfahrung von Kultur und zwangsläufig damit ein[] Vergessen des Aneignungsprozesses“ unterstützt. (FU, 20) Bourdieu spricht ein „frühes Eingebundensein in eine Welt *von gebildeten Menschen, Bildungspraktiken und Bildungsobjekten*“<sup>29</sup> an (FU, 134) und gibt dazu das Beispiel einer musischen Familie, in der das Kind von Geburt an erlebt, wie selbst musiziert wird und das früh die Möglichkeit hat, ein Instrument zu lernen. Analog verhält es sich bei Kindern, deren Eltern Kunstgegenstände sammeln, häufig in Galerien und auf Ausstellungen anzutreffen sind und so hautnah mitbekommen, wie Kunstwerke behandelt werden, ob geschätzt oder respektvoll, und v.a. auch welche Vielfalt und Verschiedenartigkeit an Kunstgegenständen es gibt. Obendrein, das sollte nicht vergessen werden, erleben diese Kinder, welcher soziale Umgang auf solchen Veranstaltungen herrscht. Dementsprechend wird „ein bestimmter Geschmack erworben, der nichts weiter

---

<sup>28</sup> Anm.: Bourdieu spricht stets vom Bürgertum, den bürgerlichen Kreisen oder der Bourgeoisie; da mir diese Begrifflichkeit im heutigen Sinn nicht geläufig erscheint bzw. zu „französisch“, wähle ich meist eine sinnentsprechende, aktuelle Ausdrucksweise.

<sup>29</sup> Hervorhebung im Original.

ist als unmittelbare Vertrautheit mit geschmackvollen Dingen“ inklusive dem „Gefühl, einer höflicheren und gesitteteren Welt anzugehören“. (FU, 137) Es ist „ein unmittelbares Verhaftetsein bis in die Tiefen des Habitus, bis ins Innerste des Geschmacks“, (ebd.) das sich im Lebensstil des weiteren Lebens des Kindes manifestiert, in späteren Entscheidungspraktiken und Handlungsweisen ausdrückt.

Bourdieu zufolge stellt also der in vertrauter Umgebung, im alltäglichen und familiären Umfeld erprobte und erworbene Zugang zu Kunst und Kultur ein – bzw. *das* – Bildungsmoment der ästhetischen Einstellung dar, die den Habitus bildet und gleichzeitig vom Habitus gebildet wird – und auch von Bourdieu mit dem Habitus gleichgesetzt wird –, und somit eine grundlegende Voraussetzung für die Art und Weise sein Leben zu gestalten und zu führen, für den „Lebensstil“, ist. Eine weitere maßgebliche Voraussetzung für den Lebensstil – die die erstgenannte bedingt und auf die Bourdieu immer wieder hinweist<sup>30</sup> – ist die finanzielle Situation und die ökonomischen Existenzbedingungen. Der Grund für den Einfluss der ökonomischen Lebensbedingungen ist, dass die Möglichkeit in Distanz zu Zwang und Notwendigkeit zu treten umso häufiger auftritt, je höher das ökonomische Kapital ist, die ihrerseits wiederum die Bildung einer ästhetischen Einstellung bedingt. Die ästhetische Einstellung bildet sich ausschließlich „in einer von Dringlichkeit befreiten Welt-Erfahrung und in Tätigkeiten aus, die ihren Zweck in sich selbst tragen“ und setzt eine „Distanz zur Welt“ voraus, die der den Wahrnehmungsstrukturen der herrschenden Klasse immanent ist. (FU, 101). Durch diese „Distanz zur Welt“ können Kunstwerke als Zweck ihrer selbst betrachtet werden, indem ihnen mit „Distanziertheit, Interesselosigkeit, Gleichgültigkeit“ (vgl. FU 68) begegnet wird und der Erkenntnisakt nicht durch den Einfluss der Lebensnähe gestört wird. Dies findet sich in vielen ästhetischen Theorien wieder (vgl. ebd.): z.B. spricht Immanuel Kant von „Interesselosem Wohlgefallen“ als Voraussetzung der Beurteilung des Schönen bzw. Ästhetischen (vgl. Kant 1974) und auch Arthur Schopenhauer sieht den einzigen Weg zur Erkenntnis der Wahrheit in der „ästhetischen Kontemplation“ als einem meditativen Versinken, welches die einzige Möglichkeit des *Frei-seins* (frei sein von Trieben und Begierden, die den Willen lenken) darstellt und einzig in der Begegnung mit Kunst möglich sei. (vgl. Schopenhauer 1859, 246)

---

<sup>30</sup> Direkte Verweise dazu: FU, 100, 104, 278, 332, 591

## *Pathos der Distanz*

*Man versehe mich mit Luxus,  
auf alles Notwendige kann ich verzichten.  
(Oscar Wilde)*

Die „Distanz zur Welt“ kann auch als Moment der Muße aufgefasst werden, die Alfred Schirlbauer als scheinbar vergessene Notwendigkeit für Unterricht erkennt, wenn man an derzeit (noch immer) favorisierte Unterrichtspraktiken und -methoden denkt, die Lebensnähe in den Vordergrund stellen, wie Projektunterricht, erlebnisorientierter Unterricht oder Betroffenheitsdidaktik. (vgl. Schirlbauer 2005, 75) Schirlbauer weist darauf hin – unter Herleitung des Wortes Schule vom griechischen *scholé*, was auf Deutsch unter anderem *Muße* bedeutet –, dass das „Schule“ genannt wird, wo wir lernen können, „ohne daß uns die Lebensnot zwickt und drängt“. (ebd., 79) Bereits 1965 (somit zeitgleich zu den Erhebungen der Daten für „Die feinen Unterschiede“) haben die Berliner Didaktiker Paul Heimann, Wolfgang Schulz und Gunther Otto Unterricht als „jene Form der Lehre und Belehrung, welche den Lebenszusammenhang, in dem eine Lehrnotwendigkeit auftaucht, verläßt“ (Heimann et al. 1972, 18), beschrieben. Ich möchte dabei nicht darauf anspielen, dass Bourdieu möglicherweise in seiner Auseinandersetzung in „Die feinen Unterschiede“ implizit den Standpunkt vertritt, dass die Aneignungsweise, wie er sie in den oberen Schichten festgestellt und beschrieben hat, eine für die pädagogische Praxis empfehlenswerte sei; sondern ich möchte darauf hinweisen, dass Bourdieus Feststellungen hinsichtlich theoretischer, schuldidaktischer Ansätze, die eine Lebensferne, eine Distanz zum Lebensnotwendigen, mit all seinen Zwängen, also eine Schule als Ort der Muße fordern, eine belegende Bedeutung zukommen; dass diese Ansätze durch und in Bourdieus Theorie sehr wohl Bestätigung finden und klar werden müsste, dass Schule und Unterricht in Lehr-/Lernsituationen die Distanz zum Leben eher fördern müsste als Lebensnähe herzustellen oder zu erzwingen. Ein Widerspruch zur anfangs beschriebenen Aneignung durch „Vertrautheit im Schoße der Familie“ scheint mir nicht gegeben, da Kinder bis zum Schuleintritt bereits ihre habitusbildenden Erfahrungen inkorporiert haben und Schule diese nicht ersetzen oder aufwiegen kann. Aufgrund ihrer sozialen Herkunft können viele Schüler nicht, wie der Nachwuchs aus reichem Hause, ohne Zwänge der Lebensnot aufwachsen. Schule kann

dazu beitragen – und zwar pädagogisch reflektiert – bestmögliche Lernsituationen zu schaffen, und dazu sollte auch die „Distanz zur Welt“ gehören.

„Voraussetzung für jede Form des Lernens von legitimer Kultur, sei es implizit und diffus wie gemeinhin innerhalb der Familie, oder explizit und spezifisch ausgerichtet wie im Rahmen der Schule, zeichnen sich diese Existenzbedingungen aus durch den Aufschub und die Suspendierung des ökonomischen Zwangs und zugleich durch objektive wie subjektive Distanz zum Drängenden der Praxis, dem Fundament der objektiven wie subjektiven Distanz zu den diesen Determinismen unterworfenen Gruppen.“ (FU, 101)

## ***Das Auge***

*Der Inhalt unserer Kunst liegt primär in dem,  
was unsere Augen denken.  
(Paul Cezanne)*

Wenn Bourdieu schreibt, dass das *Auge* „ein durch Erziehung reproduziertes Produkt der Geschichte“ und genauso der *reine Blick* oder die ästhetische Einstellung als Fähigkeit, Kunst als solche zu erkennen „eine geschichtliche Erfindung“ ist, dann will er damit ausdrücken, dass der Mensch in seiner Geschichtlichkeit seine erlebte Geschichte mit den ihm bewusst und unbewusst vermittelten Geschichtlichkeiten seiner Umgebung, bestehend aus einer aktuell-historischen Mischung von Einflüssen, Traditionen, Werten, Normen, weitergibt und sich so ein „Auge“ – oder inkorporierte Sichtweise – bildet, das durch die Erziehung immer wieder reproduziert wird. Das heißt, dass wir als Kinder nicht nur mit der Geschichte und den Normen und Werten unserer erlebten Umgebung (in engsten Sinn: unserer Eltern) konfrontiert waren, sondern auch die Geschichten unserer Ahnen und Urahnen eine bedeutende Rolle spielten; somit wurde das Produkt der Geschichte durch Erziehung in uns reproduziert und wir werden es zukünftig entsprechend reproduzieren. Mit der ästhetischen Einstellung, dem reinen Geschmack oder dem „reinen Blick“ verhält es sich ebenso: Es geht nicht nur um das Vermögen, die aktuell als legitim geltenden Kunstwerke einzuschätzen, sondern jeder Gegenstand, jedes existierende Ding, ob es sich dabei um noch nicht legitimierte Objekte des kulturellen Bereichs handelt oder um „natürliche Objekte“. (vgl. FU, 21) Einfacher gesagt, muss der

Inhaber des reinen Blicks – quasi instinktiv<sup>31</sup> – die Fähigkeit besitzen zu erkennen, ob einem bestimmten Gegenstand ein ästhetischer Wert anhaftet, ob ein Werk eines x-beliebigen Menschen in Zukunft am künstlerischen Markt (oder künstlerischen Feld) einen legitimen künstlerischen Wert bekommen wird. Damit wird auch verständlich, warum Bourdieu den reinen Blick als „gleichsam schöpferische Macht“ beschreibt. (FU, 61) Von Bedeutung für die reine Ästhetik ist eine „freigewählte Distanz zu Zwängen“, die aus der Notwendigkeit eines materiellen und ökonomischen, sowie sozialen Bedarfs für das (Über-) Leben entstehen (FU, 24), also ein „Bruch mit dem alltäglichen Verhalten zur Welt“, der gleichzeitig ein gesellschaftlicher Bruch ist. (FU, 23) Immer wieder weist Bourdieu darauf hin, dass der reine Blick und dessen Distanziertheit unauflöslich mit einer „generellen Haltung zur Welt“ (FU, 24), „einer allgemeinen Disposition zum ‚Zweckfreien‘“ (FU, 103) verbunden ist, die beide durch „fehlende elementare ökonomische Zwänge“, „negative ökonomische Bedingtheit“ – durch genug Geld für das Leben, d.h. für Nahrung, Kleidung und Wohnung statt materiellen Mangels, eher Überschuss erleben –, durch finanzielle Unabhängigkeit und daraus folgende Bewegungsfreiheit eine Distanz zu Zwängen und Notwendigkeiten möglich wird. Demgemäß ist der legitime Geschmack gleichbedeutend mit dem Luxusgeschmack.

### ***Das „Menschliche“ verwerfen***

*Musik ist höhere Offenbarung  
als alle Weisheit und Philosophie.  
(Ludwig van Beethoven)*

Ein weiteres Kennzeichen des legitimen Geschmacks der bildungsnahen oberen Schicht, das sich im Zusammenhang mit Distanz und Lebensferne ergibt, stellt die Tendenz dar, ein Werk „unabhängig von seinem Inhalt zu würdigen“ (FU, 100). Diese ästhetische Wahrnehmungs-weise äußert sich durch „sublimiertes, raffiniertes, interesseloses, zweckfreies, distinguiertes, dem Profanen auf ewig untersagtes Vergnügen“ (FU, 27), welches sich auch in einer „systematischen Ablehnung alles ‚Menschlichen‘“ (FU, 62) wiederfindet. Diese bestätigt wiederum den bereits erwähnten Bruch mit der Gesellschaft,

---

<sup>31</sup> „Quasi“ deshalb, weil „instinktiv“ nicht im Sinne *von Natur aus* oder *angeboren* zu verstehen ist, dagegen *im Habitus verankert* gemeint ist, und somit wiederum die sozioökonomischen Einflüsse und Aneignungsweisen.



der dem reinen Blick als Zweck immanent ist. Bourdieu erklärt, dass „das Menschliche verwerfen“ im übertragenen Sinn für das Ablehnen und Zurückweisen von Gemeinem, leicht und unmittelbar Zugänglichem steht, um der Erniedrigung des „ästhetische(n) Tier(es) auf pure Tierheit, auf Sinnenlust und sinnliche Begierde“ zu entgehen. Das bedeutet, dass ein Mensch der oberen Bildungsschicht beim Betrachten eines Kunstwerkes weniger den Sinn im tatsächlich Dargestellten sucht, sei es in Kunstwerken des Surrealismus, Fotorealismus, phantastischen Realismus usw., sowie auch in jenen der Fotografie (die heute – im Gegensatz zu den 1960er Jahren – als Kunstform akzeptiert ist), denen eine figurale Darstellungsweise gemeinsam ist, oder sei es in Bezug auf abstrakte Kunst, die sich losgelöst vom Gegenständlichen durch Material, Form und Farbe ausdrückt<sup>32</sup>, sondern dass dieser „gehobene“ Mensch, der die ästhetische Einstellung, den reinen Blick, den legitimen Geschmack inkorporiert hat, sich von den „unmittelbar die Sinne und Empfindungsvermögen“ ansprechenden Eindrücken distanziert und Abstand nimmt, um nicht „das Urteil über die Darstellung von der Natur des Dargestellten abhängig zu machen“. (FU, 63) Er stellt „dem Interesse für das Inhaltliche der Darstellung [...] Indifferenz und Distanz“ gegenüber. (ebd.) Wie schon an der Stelle im vorigen Kapitel, wo in Hinblick auf Gepflogenheiten bei Tisch festgestellt wurde, dass im vornehmen Hause die Form, also die Etikette, wenn es um die Rangfolge der Speisen, die Art und Weise, wie die Speisen serviert und aufgetragen werden, absoluten Vorrang gegenüber dem Inhalt und der Funktion, also was und wie viel es zu essen gibt, einnimmt, so verhält es sich auch mit der Rezeption von Kunst: Der Ästhet schätzt und anerkennt die Form vor dem Inhalt und der Funktion. (vgl. FU, 27)

### ***Kulturelle Kompetenz***

*Ethik kann so wenig zur Tugend verhelfen,  
als eine vollständige Ästhetik lehren kann, Kunstwerke hervorzubringen.  
(Arthur Schopenhauer)*

Die ästhetische Einstellung, also „die einzige gesellschaftlich für ‚angemessen‘ erachtete Art und Weise, sich legitimer Kunst zu nähern“ (FU, 58), könne von einer besonderen

---

<sup>32</sup> Im Wissen hier sehr pauschale, möglicherweise aus kunsthistorischer und künstlerischer Sicht unrichtige Aussagen getroffen zu haben, weise ich darauf hin, dass diese Beispiele als Illustration der vorangegangenen Argumentation dienen sollen und keinen kunsttheoretischen Mehrwert haben.

kulturellen Kompetenz, die Bourdieu „als eine Art Relevanzprinzip fungierende historische[ ] Bildung“, beschreibt, mit der unter den wahrgenommenen Elementen alle Unterscheidungsmerkmale kultureller Güter ausgemacht werden können, nicht getrennt werden. (vgl. FU, 22) Die Aneignung der kulturellen Kompetenz erfolgt „im bloßen Umgang mit Werken, d.h. vermittels eines impliziten Lernens analog jenem, das ohne Zugrundelegung ausdrücklicher Regeln oder Kriterien vertraute Gesichter wiedererkennen läßt“ (ebd.) und demgemäß bleibt sie immer durch die Erwerbsbedingungen bestimmt. (vgl. FU, 120) Einmal erworben erlaubt „dieses zumeist auf der praktischen Ebene verbleibende Können“ dem/der Akteur\_in „Stile zu identifizieren, charakteristische Ausdrucksmodi einer Epoche, Kultur oder Schule, ohne daß deren jeweilige eigentümliche Merkmale klar unterschieden und formuliert werden müßten“. (FU, 22) Dies ist jedoch nicht zu verwechseln mit jener Kompetenz, die durch ästhetische Bildung im Sinne einer „ästhetischen Alphabetisierung“, wie sie Klaus Mollenhauer in seinem Aufsatz „Die vergessene Dimension des Ästhetischen in der Erziehungs- und Bildungstheorie“ (1990) anspricht, nämlich „die nachwachsende Generation mit den Lesbarkeiten der ästhetischen Objektivationen unserer Kultur vertraut zu machen“. (Mollenhauer 1990, 11) Mollenhauer meint damit einen Lernvorgang, „in dem nicht-sprachliche kulturell produzierte Figurationen in einem historisch bestimmten Bedeutungsfeld lokalisiert, das heißt als bedeutungsvolle Zeichen ‚lesbar‘ werden“. (ebd.) Diese Mollenhauersche „ästhetische Alphabetisierung“ entspricht dem, was Bourdieu der ästhetischen Einstellung der herrschenden Klasse oder des Ästheten, gegenüberstellt: dem „wissenschaftlich-gelehrten Wissen“, dem schulmäßigen oder gar pedantischen Wissen des Wissenschaftlers, Pedanten oder Gelehrten:

„In der Logik dessen, was zuweilen – in einer typisch ‚pedantischen‘ Ausdrucksweise – als ‚Lektüre‘ eines Kunstwerkes bezeichnet wird, offenbart sich die objektive Grundlage jener Opposition. Konsum von Kunst erscheint dieser Interpretationsweise [...] als Akt der Dechiffrierung oder Decodierung, der die bloß praktische oder bewußte und explizite Beherrschung einer Geheimschrift oder eines Codes voraussetzt. In diesem Sinne gilt: Die Fähigkeit des Sehens bemißt sich am Wissen, oder wenn man möchte, an den Begriffen, den *Wörtern* mithin, über die man zur Bezeichnung der sichtbaren Dinge verfügt und die gleichsam Wahrnehmungsprogramme erstellen. Von Bedeutung und Interesse ist Kunst einzig für den, der die kulturelle Kompetenz, d. h. den angemessenen Code besitzt. Die bewußte oder unbewußte Anwendung des Systems der mehr oder minder expliziten Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, das künstlerische Bildung ausmacht, bildet die

verborgene Voraussetzung jener elementaren Form von Erkenntnis: dem Wieder-Erkennen einer Epoche, eine Schule oder einen Autor prägenden Stile, und allgemeiner der Vertrautheit mit der immanenten Logik der Werke, die der künstlerische Genuß erheischt. Wem der entsprechende Code fehlt, der fühlt sich angesichts dieses scheinbaren Chaos an Tönen und Rhythmen, Farben und Zeilen ohne Vers und Verstand nur mehr überwältigt und ‚verschlungen‘. “ (FU, 19)

„Die ästhetische Einstellung als Vermögen zur Wahrnehmung und Dechiffrierung der eigentlichen Stilmerkmale ist folglich nicht zu trennen von der eigentlichen künstlerischen Kompetenz. Erworben in ausgesprochenen Lernsituationen oder durch bloßen Umgang mit Werken – zumal den in Museen zusammenstellten, die aufgrund ihrer im Ursprung vielfältigen Funktionen und ihrer neutralisierenden Ausstellung an einem der geweihten Ort, gleichsam zwangsläufig ein reines Interesse für die Form erheischen –, versetzt diese praktische Beherrschung in die Lage, jedes Element aus einem Bereich künstlerischer Darstellungen innerhalb einer Klasse einzuordnen, welche in Abhebung von der Klasse aller bewußt oder unbewußt ausgeschlossenen künstlerischen Darstellungen definiert ist. Stilistische Eigenheiten erfassen, die die *Originalität* der Werke einer bestimmten Epoche gegenüber denen einer anderen Epoche ausmachen, oder, innerhalb einer Epoche, die einer Schule gegenüber einer anderen, oder auch die eines Produzenten gegenüber denen seiner Schule oder seiner Epoche, schließlich selbst die einer bestimmten Machart oder eines bestimmten Einzelwerkes eines Produzenten gegenüber der Gesamtheit seines oeuvres, heißt untrennbar damit verbunden auch stileigene Redundanzen erfassen, d.h. den Stil bestimmende typische Weisen der Verarbeitung und des Umgangs mit dem Material. Mit andere Worten: Das Erfassen von Ähnlichkeiten setzt den impliziten oder expliziten Bezug auf Unterschiede voraus – und umgekehrt. Die Zuschreibung selbst stützt sich immer auf den – impliziten – Bezug auf ‚Schlüsselwerke‘. Diese werden bewußt oder unbewußt ausgewählt, weil sie in einem besonders hohen Grad die innerhalb eines bestimmten Klassifikationssystems als relevant anerkannten Eigenschaften mehr oder weniger explizit zur Darstellung bringen. Freilich scheint alles darauf hinzuweisen, daß die Relevanzkriterien, anhand deren sich die Stileigenschaften der Schlüsselwerke bestimmen, selbst bei den Fachleuten meistens unausgesprochen bleiben, und daß die zur Unterscheidung, Klassifizierung und Einordnung der Kunstwerke implizit herangezogenen ästhetischen Taxinomien keineswegs die ihnen bisweilen von den ästhetischen Theorien zugesprochene Stringenz aufweisen.

Das schlichte Einordnen, das der Kunstliebhaber wie der Kunstexperte vornehmen, hat nichts gemein mit der im strengen Verstande wissenschaftlichen Intention“. (FU, 95f)

Es handelt sich bei dieser typisch schulmäßigen Annahme zur Kunstwahrnehmung um eine wiederkehrende Auffassung – auch im Bereich der Pädagogik. Ein nicht kritikloses

Beispiel zu kunstpädagogischen und auch allgemeinpädagogischen Überlegungen, sich in pädagogisch reflektierter Weise mit vermittlungsmethodischen – also didaktischen – Zugängen zu Kunst im Allgemeinen auseinander zu setzen, ist der Text von Klaus Mollenhauer. In der Diskussion über den Aufsatz Klaus Mollenhauers wurde Kritik laut, die meines Erachtens den Unterschied zwischen schulmäßiger und mondäner Zugangsweise zum künstlerischen Bereich unterstreichen oder zumindest stützen. Gert Mattenklott wendet beispielsweise bezogen auf die Kunstentwicklung der Moderne ein, dass eine geschichtsphilosophische Zugangsweise, wie sie noch G.W.F. Hegel vertreten habe, nicht mehr möglich sei. Es folge dabei das Alphabet der Kunst und so könne Kunst in Sprache ausgedrückt werden. Hier käme vielmehr eine kategoriale Argumentation zum Tragen, wie sie Kant in seiner Kritik der Urteilskraft vertrete: Es gäbe Vorstellungen ohne Anschauung in der Wirklichkeit. (vgl. Bichler 1990, 194f) Dementsprechend agiere die Kunst der Moderne: Das Moment der avantgardistischen Kunst des 20. Jahrhunderts entziehe sich der Anschauung und dem Begriff, sie verweigere sich der Allgemeinheit und dem Diskurs und baue auf „Einmaligkeit, Unverwechselbarkeit, sowie die Autorität des Einzelwerks“, was es schwierig mache, Kunst im Kern verbal zu erfassen. (ebd. 198) Mattenklotts Kritik lässt mehrere Aspekte zu, die eine Entsprechung in der Theorie Bourdieus finden: Erstens wird eine Parallele zur distanzierten Welt-Erfahrung offenkundig, die, Bourdieu zufolge, eine besondere ästhetische Wahrnehmung, einen reinen Blick ermöglicht. Denn nur mit einem Abstand zu Lebensnot und Dringlichkeit kann das Kunstwerk in seiner Einzigartigkeit und unbeschreibbaren Fiktion erfasst werden, ohne es in Worte fassen zu müssen. Zweitens schreibt Bourdieu dem souveränen Genuss des Ästheten Begrifflosigkeit zu. (vgl. FU 122) Drittens tritt in diesem Argument Mattenklotts Bourdieus Beschreibung der Eigenschaft des reinen Blicks, die Form der Funktion vorzuziehen, hervor. Auch hier findet sich das In-Distanz-Gehen zur Lebenswelt und zum Dargestellten, zum Inhalt zugunsten des Abstrakten, der Darstellung, der Form wieder. Viertens bezieht sich Mattenklott – wie auch Bourdieu (vgl. FU, 19 und 58f) – auf Erwin Panofsky, mit dessen Weiterentwicklung der Ikonologie in den 1920er Jahren es möglich schien, „den Umgang mit Kunst zu lernen, und zwar für jedermann, auch für Leute, die eigentlich traditionell nicht mit Kunsterfahrung vertraut waren [...] und auf dieser Ebene [der Kunst als Medienwissenschaft, Anm. KP] lernten, dass alles mit allem vergleichbar ist und

verglichen werden konnte von der Antike bis in die Moderne“. (Bichler 1990, 197) Auch dem hält Mattenklott das Argument entgegen, dass die Kunst der Moderne eben, aufgrund ihrer Einmaligkeit, nicht im Modus des Vergleichens zu betrachten und bewerten sei. Ich habe den Eindruck, dass er hier einen in gewisser Weise technisch anmutenden Aspekt der Kunstvermittlung kritisiert. Jedoch muss ich an dieser Stelle darauf hinweisen, dass Bourdieu über die ästhetische Einstellung auch schreibt, dass sie dazu tendiere die Funktion des Dargestellten auszuklammern, um sehr wohl ausschließlich die Darstellungsweise, den Stil, zu erfassen und im Vergleich zu anderen Stilen zu bewerten. (vgl. FU, 100)

Christoph Wulf weist auf eine Problematik hin, die er in der Bedeutung von Bildern in ihrer Bildlichkeit erkennt, die ihrerseits nicht in eine andere Sprache übersetzbar sei. „Die sinnlich-leibliche, an Anschauung gebundene Erfahrung von Bildern ist nicht ersetzbar“. (Bichler 1990, 196) Er meint, dass die Differenz zwischen Bildern nicht übersehen werden dürfe, der man mit der Kenntnis eines Codes nicht gerecht werden könne. (ebd., 195f) In dieser Kritik ist wiederum eine Analogie feststellbar und zwar, dass das Erkennen von Bildern in ihnen selbst liegt, dass der Zweck der Kunst in ihr ist, d.h. das Dargestellte tritt in den Hintergrund zugunsten der Darstellung.

### ***Kenner und Liebhaber – Kenntnis und Einstellung***

*Das Wichtigste in der Musik  
steht nicht in den Noten.  
(Gustav Mahler)*

Der wissenschaftliche Zugang des Gelehrten mag wohl hinsichtlich des kunsthistorischen Wissens derjenige sein, der ihm die Kenntnis der verschiedensten Merkmale, Stilrichtungen und Codes angedeihen lässt, die es ermöglicht ein Kunstwerk einzuordnen, rational oder technisch zu beurteilen. Doch fehlen diesem Zugang die inkorporierten, tiefsitzenden Einstellungen und somit das Gespür für Kunst, mit dem aus dem Bauch heraus bewertet und entschieden wird. Im Gegensatz zum Kunstliebhaber, der die „Kunst-Kompetenz“ inne hat – also diese tiefsitzende, inkorporierte Einstellung gegenüber schönen Dingen – hat der Wissenschaftler die Kompetenz des Kenners, das Wissen um Kunsttheorie und Kunstgeschichte. Interessanterweise steht bei den beiden nicht das Verstehen des Kunstobjekts (oder dgl.) im Vordergrund der Betrachtung. Was

den beiden aber gemeinsam ist, das ist das Ziel „das Werk dem zirkulären Kreislauf der wechselseitigen Legitimation zuzuführen“<sup>33</sup>. (FU, 99) Einerseits spielt dabei die Macht, Objekte als Kunstobjekte zu deklarieren eine Rolle, andererseits der Wille zur Distinktion.

## **DER POPULÄRE GESCHMACK**

Analog zum legitimen Geschmack ergibt sich der Geschmack der „kleinen Leute“ aus den sozioökonomischen Gegebenheiten, die im eklatanten Gegensatz zu dem der oberen Schichten durch materielle und finanzielle Mängel gekennzeichnet sind. Der Geschmack der unteren Klassen wird geprägt von den Zwängen der Notwendigkeit. Bourdieu geht von der Grundthese aus, dass „der Habitus eine aus der Not entstandene Tugend ist“. (FU, 585) Am Beispiel der unteren Klassen lässt sich diese These am besten nachvollziehbar verdeutlichen, so Bourdieu. Aus der Not, die besagt, „dass es unvermeidlicherweise am Notwendigen fehlt“, entsteht der Notwendigkeitsgeschmack, „der eine Art Anpassung an den Mangel einschließt und damit ein Sich-in-das-Notwendige-fügen“. (ebd.) Für Kinder, die in sozial schwächeren Verhältnissen, also in einem von diesem (Klassen-)Habitus, vom Notwendigkeitsgeschmack, geprägten Umfeld, aufwachsen, bedeutet dies, dass sie – ohne die Not als solche, wie sie von den Herrschenden verstanden wird, zu erkennen – diese Art der Anpassung an die (nicht bewussten) Mängel verinnerlichen. Dass der Mangel oder die Not weitgehend im Unbewussten bleiben, ist der Verdienst des Notwendigkeitsgeschmacks, der zugleich die Anpassung an die Lebensbedingungen und den Schutz vor ihnen sicherstellt. Wertungen und Vorlieben der Akteure der unteren Klasse offenbaren diese von Bourdieu beobachtete Tatsache und verdeutlichen, wie der Notwendigkeitsgeschmack gelebt wird (in diesem Zusammenhang spricht Bourdieu auch von „amor fati“), wenn beispielsweise ein Riesenwiener um nur acht Euro im „echten“ Wiener Wirtshaus den Gerichten der Gourmetrestaurants „Le Ciel“ oder „Steirereck“ u.ä., die ja geradezu „unverschämte Preise für derartig kleine Portionen“ verlangen<sup>34</sup>, bevorzugt bzw. die einzige Alternative

---

<sup>33</sup> Hierzu finden sich noch genauere Ausführungen, wenn es um die Regeln des Spiels und die Illusio geht.

<sup>34</sup> Für jene, sich selbst überzeugen wollen: <http://www.leciel.at>; <http://steirereck.at> (Stand: 10.02.2011)

darstellt. Ebenso wird die inkorporierte Einstellung durch Aussagen ersichtlich, wie „Das ist nichts für uns“ (wenn es z.B. um einen Luxusurlaub auf den Malediven oder um Katzenkaffe aus Indonesien geht) oder „Für so etwas sein Geld rausschmeißen! Wer braucht denn das?“ (z.B. ein Auto der Extra-Klasse wie Maybach oder Bugatti, eine teure Rolex oder eine Gucci-Tasche). „Wir sind mit dem zufrieden, was wir haben. Ich wüsste gar nicht, was ich mit mehr Geld anfangen sollte“: hier wird die Not zur Tugend gemacht. Offenbar will man immer das, was man hat und lehnt das ab, was man ohnehin nicht haben kann. Insofern ist der Geschmack – Bourdieu weist wiederholt darauf hin – nicht etwas von Natur gegebenes oder individuelles, sondern der Geschmack ist sozial geprägt und ermöglicht uns Menschen, aus welchen sozialen Lagen wir auch kommen mögen, uns der sozialen Welt, mit ihren Machtkämpfen und Hierarchien, zu stellen und in der jeweiligen Situation mehr oder weniger angemessen zu entscheiden und zu handeln. Das „weniger“ soll darauf hinweisen, dass es zu Situationen kommen kann, die in ihrer Erstmaligkeit, die möglicherweise durch einen „versehentlichen“ Eintritt in eine derart weitentfernte und fremde „Welt“ bzw. Spiel<sup>35</sup>, entstanden ist, der Akteur nicht in der Lage ist, adäquat auf die Erfordernisse zu reagieren. Das kann beispielsweise der Fall sein, wenn Angehörige der unteren sozialen Schichten, die häufig auf Fußballspielen ihr grün-weißes Team grölend anfeuern, beim Besuch einer Vorstellung in der Oper, in einer Weise agieren (bspw. Zurufe in Fäkalsprache, die Mitnahme von Getränken in den Zuschauerraum u.dgl.), die eventuell unpassend wirken können. Zumeist aber befähigt der Habitus mit seinen inkorporierten Bewertungs-, Denk- und Handlungsschemata die Akteure dazu, die Welt durch angemessenes Reagieren zu meistern. Der in die Welt eingebundene Akteur erkennt die Welt – ohne reflektierende oder objektivierende Distanz – „als etwas, das sich von selbst versteht [...]. Er fühlt sich in der Welt zu Hause, weil die Welt in Form des Habitus auch in ihm Zuhause ist.“ (Med, 183) In diesem Zusammenhang spricht Bourdieu von *amor fati* – Liebe zum Schicksal. Wir lieben also, was wir haben und wir entscheiden uns – unbewusst und unabsichtlich – dafür, was wir

---

<sup>35</sup> „Spiel“ ist ein Terminus, den Bourdieu in seiner Theorie metaphorisch verwendet. Nach Bourdieu ist die soziale Welt mehrdimensionaler Raum, dem bestimmte Verteilungs- und Unterscheidungsprinzipien zugrunde liegen. Innerhalb dieses Raums wirken Eigenschaften oder Merkmale, die den Akteuren Macht bzw. Kapital verleihen. Mit dieser Macht wird im sozialen Feld um Positionen *gespielt*. So kann das soziale Feld als Kampfplatz oder eben als Spiel bezeichnet werden.

haben können. „Der Geschmack ist *amor fati*, Wahl des Schicksals, freilich eine unfreiwillige Wahl, durch die Lebensumstände geschaffen, die alles außer der Entscheidung für den ‚Notwendigkeits-Geschmack‘ als pure Träumerei ausschließen.“ (FU, 290) Mit anderen Worten ausgedrückt, erzeugt „(d)er Habitus Vorstellungen und Handlungsweisen, die stets genauer, als es den Anschein haben mag, den objektiven Umständen entsprechen, denen sie entstammen“. (FU, 378) Das menschliche Handeln ist demnach in zweierlei Hinsicht durch die ökonomische Lage beschränkt: zum einen die durch die Lage bedingten materiellen Schranken, die das Handeln beherrschen, und zum anderen „durch die Schranken, die sie [die ökonomische Lage, Anm. KP] seinem Denken setzt - und damit wiederum seinem Handeln -, und die ihn [den Menschen, Anm. KP] dazu bringen, seine eigenen Grenzen zu akzeptieren, ja zu lieben.“ (FU, 378) Die Fabel vom *Floh im Gurkenglas* veranschaulicht diese beiden Schranken sehr gut: Ein Floh wurde in ein leeres Gurkenglas gesperrt (die Gefangenschaft ist in Analogie zur ökonomischen Lage zu verstehen). In der Hoffnung seine Freiheit wieder zu erlangen, hüpfte er mit aller Kraft den ganzen Tag so hoch er nur konnte, stieß sich aber bei jedem Sprung seinen Kopf am Gurkenglasdeckel (die *materielle Schranke*, die dem Handeln auferlegt ist). Um dem Schmerz zu entgehen, passte der Floh seine Sprunghöhe so an, dass er nicht mehr gegen den Deckel hüpfte. Am nächsten Tag setzte er seine Sprungversuche fort. Um dem Floh seine Freiheit wieder zu geben, wurde der Deckel vom Gurkenglas entfernt. Da jedoch der Floh bereits die Sprunghöhe, die sicherstellte sich nicht den Kopf zu stoßen, inkorporiert hatte, hüpfte er wieder den ganzen Tag, leider ohne den – ihm physisch zwar möglichen – Erfolg, aus dem Glas zu entfliehen (die den Umständen angepasste *kognitive Schranke*, die wiederum sein Handeln prägt). Infolge ihrer sozialen Stellung und ihrer finanziellen und kulturellen – und sozialen – (Un)Möglichkeiten und Beschränkungen bezeichnet Bourdieu die unteren Klassen und bildungsfernen Schichten immer wieder als die beherrschte Klasse (vgl. Floh im Gurkenglas, der insofern beherrscht wurde, als er eingesperrt war). Ein Entkommen oder Überschreiten der Grenzen scheint, aufgrund der Anpassungsfähigkeit des (und gleichzeitig durch den) Habitus an diese Schranken, schwierig, möglicherweise ist es auch gar nicht gewollt. Ein von außen wirkender, von den Machthabern ausgehender Wille, die Beherrschten in der unterdrückten Position zu lassen, wäre genauso denkbar,



wie ein interner Unwille, der im Sinne Kants der „selbstverschuldeten Unmündigkeit“<sup>36</sup> entspräche und entspringe. „Die Anpassung an eine Stellung, in der man unterdrückt ist, impliziert ein Akzeptieren dieser Unterdrückung.“ (FU, 601) An dieser Stelle müsste m.E. Pädagogik, als Wissenschaft genauso wie in der pädagogischen Praxis, ansetzen – und tut es offiziell auch –, indem sie es sich zur Aufgabe macht, diese Schranken und Begrenzungen ins Bewusstsein zu rufen, zu erkennen und über sie aufzuklären, um zumindest in den gegebenen Möglichkeiten bis an die Grenzen zu gehen und diese so begrenzte Freiheit ein Stück weit auszudehnen.

„Insofern jeder Fortschritt in der Erkenntnis der Gesetze der sozialen Welt einen höheren Grad an wahrgenommener Notwendigkeit mit sich bringt, zieht die Sozialwissenschaft zwangsläufig um so mehr den Vorwurf des ‚Determinismus‘ auf sich, je avancierter sie ist.

Doch anders als der Augenschein es will, ist die befreiende Kraft der Sozialwissenschaft um so größer, je mehr an Notwendigkeit sie wahrnimmt und je besser sie die Gesetzmäßigkeiten der sozialen Welt erkennt. Jeder Fortschritt in der Erkenntnis der Notwendigkeit ist ein Fortschritt in der *möglichen* Freiheit. Wohingegen das Nichterkennen, das Verkennen der Notwendigkeit eine Form der Anerkennung der Notwendigkeit beinhaltet, und vermutlich die absoluteste, die totalste, weil sie noch sich selbst absieht. Die Erkenntnis der Notwendigkeit impliziert dagegen keineswegs die Notwendigkeit dieser Anerkennung. Im Gegenteil: Sie macht die Möglichkeit von Wahlentscheidungen sichtbar, die in jeder Beziehung des Typs: *wenn* man das hat, *dann* wird man das haben, enthalten ist: Die Freiheit, die in der Wahl besteht, das *wenn* zu akzeptieren oder aber abzulehnen, ist solange sinnlos, solange man die Beziehung nicht kennt, die zwischen diesem *wenn* und einem *dann* vorliegt. Die Offenlegung der Gesetzmäßigkeiten, die das *laisser-aller* (das heißt die unbewußte Anerkennung der Bedingungen der Realisierung der vorausgesehenen Effekte) voraussetzen, wie Natur, ist Schicksal (das trifft für den Zusammenhang zwischen geerbtem kulturellem Kapital und Schulerfolg zu); ein erkanntes Gesetz erscheint als Möglichkeit von Freiheit. (SF, 43f)

---

<sup>36</sup> Immanuel Kant schreibt in seinem Text die „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“ von 1784: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. 'Sapere aude (lat.: Wage es, zu denken, Anm. KP)! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!' ist also der Wahlspruch der Aufklärung.“

Es ist also ein Irrtum zu glauben, dass das Ausmaß der Determiniertheit vergrößert wird, wenn man über die *stillen* Gesetze Bescheid weiß bzw. je mehr man über sie weiß. (Die stillen Gesetze regeln und bestimmen die soziale Welt und verleihen den Herrschenden die Macht die Schwächeren zu unterdrücken und neue Regeln festzulegen.) Ganz im Gegenteil: die Erkenntnis eines bisher unerkannten sozialen Gesetzes und das Formulieren dieses Gesetzes, macht es erst der Auseinandersetzung und Diskussion<sup>37</sup> zugänglich und infolge kann es dazu beitragen etwas zu ändern, aufzustehen und dagegen zu kämpfen. „Die Kenntnis des Gesetzes eröffnet ihnen [den Beherrschten, Anm. KP] die Chance, den Folgen des Gesetzes entgegenzuwirken.“ (SF, 45) Und dies ist auch die Aufgabe der Wissenschaft, mit ihren jeweiligen, ihr zur Verfügung stehenden Methoden und Mitteln, soweit wie möglich über Unbekanntes und Unerkanntes, sowie bereits Entdecktes Aufschluss zu geben. So wie sich Bourdieu als Soziologe mit der Aufgabe betraut sieht, den „Schein der Natur [...] und so auch den der Schicksalhaftigkeit“ (ebd.) zu zerstören, so ist dies m.E. genauso die Aufgabe der Pädagogen und Bildungswissenschaftler.

Ein weiterer bedeutender Aspekt ist, dass sich die „populäre“ Ästhetik nicht durch sich selbst definiert, sondern sich immer in Bezugnahme auf die gerade herrschende legitime Ästhetik generiert. Bourdieu weist darauf hin, dass „der Rekurs auf die legitime Kunst wie auch das Negativurteil, das diese dem ‚populären‘ Geschmack aufdrückt, stets noch der populären Erfahrung des Schönen nachhängt.“ (FU, 63) Mit anderen Worten ist die populäre Ästhetik keine autonome, sondern muss sich immer notwendig in Bezug auf dominante Ästhetiken definieren. „Manier und Stil ignorierend oder schlicht ablehnend, vollzieht die „Ästhetik“ (an sich) der unteren und der kulturell benachteiligten Schichten der Mittelklassen als „hübsch“, „niedlich“, „reizend“ (eher den „Schön“) im Grunde nur nach, was in dieser Form bereits in der ‚Ästhetik‘ der illustrierten Monatskalender und Postkarten Eingang und Darstellung gefunden hat“, nämlich Abbildungen, die Menschen

---

<sup>37</sup> Anm.: Diskussion einerseits im Sinne einer Reflexion, andererseits im Sinne von sozialen Kämpfen, Machtkämpfen, Kämpfen „um den Erhalt durch Erhalt der Funktionsbedingungen“ des Gesetzes oder Kämpfen „um Veränderung durch Änderung dieser Bedingungen“. (SF, 45)

beim Volkstanz, einen Sonnenuntergang, ein Lavendelfeld in der Provence oder ähnliches zeigen.<sup>38</sup> (FU, 108)

Da der Geschmack der Angehörigen der unteren Klassen kein eigenständiger ist und sich in Abhängigkeit und unter dem Einfluss der gesellschaftlich anerkannten Normen, sprich der legitimen Kunst, äußert, kommt es bei Aussagen über Werke der legitimen Kunst zu zwiespältigen Urteilen. Bourdieu führt dazu ein Beispiel aus seinen Erhebungen an, bei dem zu Fotografien befragte Arbeiter „bloße Lippenbekenntnisse abgeben wie: ‚Ja, das ist schön, aber ich käm nicht auf die Idee, so was zu schießen‘; ‚Ja, das ist sehr schön, aber man muß es mögen. Meine Sache ist es nicht‘“.<sup>39</sup> (FU, 81) Dazu muss gesagt werden, dass Pariser Arbeiter der 1960er Jahre „das Photographieren um des Photographierens willen [...] in der Regel als unnütz, pervers oder bourgeois ablehnen“, da sie es einerseits als Verschwendung von Filmen empfinden und andererseits als unnötigen, sinnlosen Zeitvertreib ansehen. (ebd.) Für diese Gruppe der bildungsferneren Schichten gelten Motive, wie Kinder beim Erstkommunionumzug und ein Folkloristischer Tanz als „photographierwürdig“, im Gegensatz zu Motiven, die die oberen Klassen als „schön“ empfinden, nämlich Kieselsteine, eine Baumrinde oder eine schwangere Frau – zumeist abstraktere Bildinhalte, deren experimentelle oder formale Gestaltung im Vordergrund steht. (vgl. FU, Tabelle 2, 70f) Ein aktuelleres Beispiel – m.E. wandelte sich die Einstellung gegenüber der Fotografie mit der Zeit und v.a. mit der Digitalfotografie, insofern man keine Filme mehr kaufen muss, somit die Auswahl der Motive kaum mehr zensiert wird und von Allem unzählige Fotos gemacht werden, und somit steht man auch in unteren Schichten der Motivwahl offener gegenüber – ist, wenn sich „einfache Leute“ in Hinblick auf die Bauart von modernen, eventuell experimentell anmutenden Einfamilienhäusern, etwa einem Betonkubus mit vielen großen Glasflächen, äußern. Meist ist in diesem Zusammenhang eine zwiespältige Antwort zu erwarten. Oftmals wird ein solches Haus – v.a. wenn es in der näheren Umgebung der eigenen

---

<sup>38</sup> Hier fällt eine Analogie zu Nietzsches Sklavenmoral auf, insofern „Hübsches“, „Niedliches“ oder „Reizendes“ der Erhabenheit des „Schönen“ vorgezogen werden, sich der schwache, unterdrückte Mensch diesem nicht zu stellen getraut.

<sup>39</sup> Dass derartige Aussagen auch von Angehörigen höherer sozialer Schichten getätigt werden können, fügt Bourdieu hinzu, weist aber gleichzeitig darauf hin, dass diese im Unterschied zu den Akteuren der unteren Klassen wissen, was sie zu tun oder zu sagen haben bzw. vielmehr was sie nicht zu sagen haben.

Wohnstätte gebaut wird – mit den Worten kommentiert: „Ja, grundsätzlich ist es ganz schön und sicher sehr hell, aber wer soll denn die Fenster putzen?“ oder „Ja, ganz schön, aber hier passt es meiner Meinung nach nicht hin, sowas passt einfach nicht in Ortsbild!“ Da die unteren Klassen allem möglichen Zwang ausgesetzt sind, erliegen sie „einer pragmatischen und funktionalistischen ‚Ästhetik‘, die jedes l’art pour l’art und formale Experimente als sinnlos und läppisch zurückweist“ (FU, 591) Es steht also beim populären Geschmack das Praktikable und Nützliche im Vordergrund<sup>40</sup>.

## **Nähe**

*Warum denn in die Ferne schweifen,  
wenn das Gute liegt so nah.*

Das bisher Gesagte schließt mit ein, „daß die ‚populäre Ästhetik‘ sich darauf gründet, zwischen Kunst und Leben einen Zusammenhang zu behaupten (was die Unterordnung der Form unter die Funktion einschließt)“ und somit eine Nähe „zwischen gewöhnlicher Alltagseinstellung und genuin ästhetischer Einstellung“ gegeben ist. (FU, 64) Dies führt dazu, dass im Gegensatz zum legitimen Geschmack bei der Rezeption ästhetischer Objekte nicht Distanz waltet, sondern die Nähe zur Lebens- und Alltagswelt hergestellt werden will. Darin liegt der von Bourdieu festgestellte Grund für die Zurückhaltung und auch Ablehnung hinsichtlich experimenteller, künstlerischer Ausdrucksformen: „die tiefsitzende, von der experimentellen Form immer wieder enttäuschte Erwartung, *einbezogen zu werden*“ (FU, 64) und nicht allein eine mangelnde Vertrautheit, die im Schoße der bildungsnahen Familie inkorporiert wird. Es ist also ein von klein auf einverleibter oder eingewurzelter Wunsch nach Identifikation mit den dargestellten Personen, mit dem von ihnen gelebten Leben, man will daran teilhaben und sich eingebunden fühlen, indem es (das Stück, der Film, das Bild) zulässt – durch einfache, aber mitreißende (weil dem Leben nicht so fern und somit vorstellbar) Strukturen der Handlung und Figuren – sich einzulassen und verführen zu lassen in eine (etwas) andere Welt, um schlussendlich *mitzuleben*, um sich zu amüsieren. Wenn dies das Werk (Film, Theaterstück, genauso eine Fotografie) ermöglicht, also ein Wahrnehmen des Inhalts

---

<sup>40</sup> Interessanterweise wird die angesprochene Bauweise im Feld der Architektur der Moderne zugeordnet, deren Anliegen bzw. Grundsatz der Funktionalismus war. („Form follows function“ – würde eigentlich dem populären Geschmack entsprechen)

ohne von der künstlerischen Idee oder von der ästhetischen Absicht gestört zu werden<sup>41</sup>, ist es nach dem Geschmack der „einfachen Leute“, entspricht es dem populären Geschmack. Wenn ein Film oder Theaterstück von „mehrdeutigen, symbolischen Figuren und Handlungen“ getragen wird, wie beispielsweise Samuel Becketts „Warten auf Godot“, wird dieser bzw. dieses wenig Anklang bei Personen unterer Schichten finden, im Gegensatz zu Filmen wie „Titanic“, die das Publikum verzaubern und *abholen, wo sie stehen*. Bourdieu schreibt, dass sich das populäre Publikum „bei Film und Theaterstück an logisch und chronologisch auf ein *happy end* hin angelegte Intrigen [ergötzt] – es findet sich in einfach gezeichneten Situationen und Charakteren wieder – nicht in mehrdeutigen, symbolischen Figuren und Handlungen“. (FU, 64)

Das Bedürfnis nach Nähe und Bezug zum Leben und zur Alltagswelt der einfachen Leute, der Gemeinheit, wenn sie Kultur rezipieren, zeigt sich auch im Fernsehprogramm derzeitiger Fernsehsender an den höchsten Einschaltquoten bei Sendungen, die *das wahre Leben* zeigen, mit allen Höhen und Tiefen, vom Liebes- (oder Karriere-)glück im siebten Himmel bis zum Nervenzusammenbruch: „Germany’s next Topmodel“, „Helden von morgen“, „Big Brother“, „Saturdaynight Fever“ und viele, viele andere, sie alle fallen in das Genre „Reality-TV“ (zu Deutsch: Realitätsfernsehen).<sup>42</sup> Abgesehen von Darbietungen im Fernsehen finden sich „populäre Spektakel“, die keine Distanz zwischen dem künstlerischen Werk an sich und auch nicht zwischen den Teilnehmenden untereinander und zur Situation schaffen, sondern „die individuelle Teilnahme am Stück und kollektive Teilnahme am Fest, zu dem das Stück Anlass ist“ ermöglichen. (FU, 67) Derartige Spektakel sind beispielsweise ein Schrammelabend im Heurigen, ein Kabarett im Stammlokal, Konzertbesuche beim Donauinselfest, vielleicht die World-Press-Foto-Ausstellung und „Wiener Blut“ in der Volksoper. Der Anspruch dieses Geschmacks an das Kunstwerk ist es, den Gegenstand in seiner wirklichen Natürlichkeit zu erfassen, Erinnerungen und Empfindungen zu wecken, Genuss und Wohlgefallen an der Welt und deren Schönheit hervorzurufen, und nicht – wie es bereits Immanuel Kant und Georg

---

<sup>41</sup> Hier wird auch wieder die Bevorzugung des Inhalts, der Substanz gegenüber Form, der Materie vor der Manier spürbar.

<sup>42</sup> Anm.: Bei diesen Beispielen stellt sich die Frage, inwieweit ästhetische Kategorien dabei zum Tragen kommen können.

Wilhelm Friedrich Hegel<sup>43</sup> unterschieden haben – eine interesselose Leistung des Geistes herbeizuführen. „Dies ist die Grundlage jenes ‚barbarischen Geschmacks‘, der – negativer Bezugspunkt noch der gegensätzlichsten Varianten der herrschenden Ästhetik – nur dies eine anerkennt: die realistische, will heißen die respektvolle, bescheidene und folgsame Darstellung von Gegenständen, die durch ihre Schönheit wie ihre gesellschaftliche Bedeutsamkeit dazu prädestiniert sind.“ (FU, 85)

### ***Der naive Blick***

*Schönheit liegt im Auge des Betrachters.*

Mit dieser Art des Anspruchs an die ästhetische Darstellung, eben dieser Verflochtenheit von künstlerischer Darstellung mit dem alltäglichen Leben und der Herstellung von Lebensnähe zum künstlerischen Inhalt, geht eine Verweigerungshaltung und Ignoranz der populären Ästhetik gegenüber „der Ablehnung des Verhaftetseins ans ‚Leichte‘, ‚Oberflächliche‘ und der Verfallenheit ans ‚Triviale‘ und ‚Vulgäre‘, auf dem der Geschmack für das formal Experimentelle basiert“ einher. (FU, 23) Das bedeutet, dass der Kunst mit einer Naivität und Leichtgläubigkeit gegenübergetreten wird, die den Blick auf den Inhalt und auf das Dargestellte lenkt. Durch diesen *naiven Blick* (vgl. FU, 63) kommt es zu dem, was Kant mit Sinnen-Geschmack bezeichnet und dem Reflexions-Geschmack gegenüberstellt: zu „leichtem, auf Sinnenlust verkürztem sinnlichem Vergnügen“. (FU, 26) Bei Kant ist Geschmack die Fähigkeit oder das Vermögen über den ästhetischen Gehalt eines Gegenstandes oder einer Vorstellung zu urteilen. Dabei ist von Bedeutung, dass das, was mit *schön* bezeichnet werden kann, ein Gegenstand oder eine Vorstellung sein muss, die Wohlgefallen auslösen, ohne jegliches Interesse hervorzurufen. Das Objekt der Betrachtung muss also an sich und für sich, „rein in ihrer sinnlichen Erscheinungsform“ (Liessmann 2009, 34), ohne Bedürfnisse, Begierden und Begehren zu erwecken, als schön empfunden werden. In Anlehnung an Kant nennt Bourdieu den populären Geschmack auch den barbarischen, da Kant in seiner „Kritik der

---

<sup>43</sup> G. W. F. Hegel schreibt: „Denn die Kunstschönheit ist die aus dem Geiste geborene und wiedergeborene Schönheit.“ (Hegel 1970, 14), obwohl festzuhalten ist, dass Hegel der Kunst die Aufgabe, zuschreibt die Wahrheit zum Ausdruck zu bringen, diese aber gefährdet durch die Wissenschaft gefährdet sieht, da „(i)n einer wissenschaftlich gewordenen Welt [...] das Schöne nicht mehr die Kraft (hat), die Wahrheit angemessen zur Erscheinung zu bringen. (vgl. Liessmann 2009, 61), d.h. wir erkennen direkt.

Urteilkraft“ den Geschmack der unteren Schichten treffend beschreibt: „Der Geschmack ist jederzeit noch barbarisch, wo er die Beimischung der Reize und Rührungen zum Wohlgefallen bedarf, ja wohl gar diese zum Maßstabe seines Beifalls macht.“ (Kant 1974, 138) Kant meint damit, dass gerade wenn wir ein Theaterstück oder ein Kunstwerk einer Ausstellung als besonders gelungen erachten und hochloben, weil es uns ach ja so berührt hat und ein Gefühl auslöst, dass uns richtig spürend macht, was der Autor damit beabsichtigte, weil es eine bestimmte Erinnerung weckt, so ist dies dem Sinnen-Geschmack zuzuschreiben und mit barbarisch zu betiteln, da es hierbei jeder Interesselosigkeit, Distanz und Reflektiertheit fehlt. Es ist der naive Blick, der Kunst und Leben verschwimmen lässt und somit das In-Distanz-Treten unmöglich macht und damit auch die Möglichkeit einer geistigen, reflektierten Art und Weise das Kunstwerk zu betrachten und zu beurteilen.

### ***Normen der Moral und das erzieherische Moment***

*Ein Bild sagt mehr als tausend Worte.*

Die Anwendung von Kategorien eines ethisch begründeten Normensystems bei der Beurteilung ästhetischer oder künstlerischer Objekte zeichnet Bourdieu zufolge den populären Geschmack aus. Im Gegensatz zu den Urteilen oberer sozialer Schichten kommt in den Urteilen der populären Schichten, „die von jedem Bild erwarten, dass es seine Funktion erfüllt, sei es nur die eines Zeichens“ (FU, 24), ein „ausdrückliche(r) Bezug auf die Normen der Moral oder des Vergnügens“ (ebd.) zum Ausdruck. Ob sie es nun gut oder schlecht finden, so basiert ihre Wertung immer auf einem ethisch fundierten Normensystem. (vgl. FU, 26) Hierin liegen Gründe für die bereits besprochenen „Kennzeichen“ des populären Geschmacks, nämlich der *Nähe*, also die Herstellung eines Zusammenhangs zwischen Kunst und Alltags- bzw. Lebenswelt, der *naive Blick*, der in seiner Leichtgläubigkeit den Inhalt, das Dargestellte der Form und der Darstellung (als solche) vorzieht oder – mit Bourdieus Worten gesagt – „eine Reduktion von Kunst auf Leben“ und „das Ausklammern der Form zugunsten des ‚menschlichen‘ Gehalts und Inhalts“ (FU, 86). Dies sieht Bourdieu als Folge des Rückgriffs auf Schemata ihres Ethos derjenigen, die von denen angewendet werden, denen es an entsprechender Kompetenz fehlt, alsbald sie mit Werken der legitimen Kunst konfrontiert werden, und aus der Perspektive der reinen Ästhetik betrachtet, ist dies der „barbarische Akt schlecht hin“.

(FU, 86) So kommt es, dass Akteure der unteren, bildungsfernen Schichten beim Betrachten eines Kunstwerks Einordnungen vornehmen, die ihrer affektiven, moralischen und ethischen Ordnung mit deren Begriffen entsprechen, somit Gefühlsregungen und Tugenden<sup>44</sup> ihre Urteile bestimmen. Beispielsweise bekunden von Bourdieu zu Fotografien<sup>45</sup> befragte Pariser Arbeiter zunächst ihre Anteilnahme oder Abscheu gegenüber der dargestellten Person bzw. ihr Verständnis oder Unverständnis gegenüber Motiven, die auf experimentellen (z.B. Langzeitbelichtung einer Nachtaufnahme) Fotos zu sehen sind, in einem weiteren Schritt versuchen sie Lebenszusammenhänge zu formulieren: „Die hat hart arbeiten müssen, die Oma. Man könnte glauben, daß sie Rheuma hat.“ (FU, 86) bzw. „Auf den ersten Blick ist das eine Metallkonstruktion, aber ich begreif da nichts.“, „Also das regt mich auf, ich kann nichts darüber sagen ... ich sehe nichts außer den Lichtern. Das sind keine Autoscheinwerfer, die wären nicht so geradlinig“, „Das ist was Elektronisches, davon verstehe ich nichts.“ (ebd.)

Die Menschen des populären Geschmacks wenden die Schemata des Ethos auf die legitimen Werke an, also Schemata, die auch im alltäglichem Leben angewendet werden; damit vollzieht sich eine „systematische Reduktion der Dinge der Kunst auf die Dinge des Lebens“ (FU, 24), es wird Ernsthaftigkeit (oder Naivität) in die Fiktion und Repräsentation eingeführt und der menschliche Gehalt und Inhalt der Form vorgezogen. Wenn es zu einem aufkeimenden Interesse an Form kommen sollte, ist dieses dennoch von den ethischen Prinzipien geprägt. Erkennbar wird dies und seine Bedeutung gewinnt es aber nur, „wenn man es auf seine effektive Grundlage bezieht, den Hang und Geschmack für sorgfältige Arbeit, der mit Überkorrektheit in Sprache und Kleidung sowie Schlichtheit in der Einrichtung ein gemeinsames Dispositionsmuster bildet“. (FU, 86) Das heißt also, dass eine eventuelle Neigung zu formalen Kriterien in den unteren Klassen durchaus erkennbar sein mag, dies jedoch auf deren innewohnenden Habitus des Kleinen und Geordneten, das Sicherheit bietet, zurückzuführen ist. So ermöglicht der ordentliche Arbeitsplatz einen streng nach formalen Reglements ablaufenden Arbeitsprozess, der zwar weitgehend flexibles Handeln ausschaltet, aber auf diese Weise

---

<sup>44</sup> „Tugend“ verwendet als vermeintlich ethisch richtiges Handeln im Sinne von Sparsamkeit, Pünktlichkeit, Fleißamkeit, Ordentlichkeit, aber auch im Sinne der Vorstellung von Primärtugenden wie Gerechtigkeit, Mäßigung, Tapferkeit und Klugheit (Weisheit).

<sup>45</sup> Beispielabbildungen der Fotografien: FU 87, 89



ordnungsgemäße, der Chefetage genügende Ergebnisse erwarten lässt. Oder es wird in der Öffentlichkeit sorgfältig und penibel auf die Sprache geachtet, sei es eine akribische Versessenheit auf ein „Bitte“ und „Danke“ der Kleinsten oder das – in Grenzen mögliche (da nicht inkorporierte) – Verwenden der Hochsprache, was auch schiefgehen kann, wenn beispielsweise beim Fleischhauer „Genickwürste“ statt „Knacker“ bestellt werden. Um auf der sicheren Seite zu sein, wird besonders auf saubere, dem Anlass entsprechende Kleidung geachtet oder eben im Eigenheim auf funktionales, leicht zu reinigendes Inventar und Innenausstattung geachtet. Dies alles kann sehr wohl als Interesse an der Form, am Formalen gesehen werden, dennoch steht diese Neigung in einem engen Zusammenhang mit den moralischen Normen und Werten des populären Geschmacks, und kann vom Inhalt und der Substanz, die der Mensch der beherrschten Klassen der Form vorzieht, nicht getrennt werden.

Wenn Bourdieu den Einfluss ethischer Kategorien auf die Beurteilung von Kunstwerken beschreibt, bezieht er sich auf die Ausführungen zur kleinbürgerlichen Ästhetik bei Proudhon (vgl. FU, 92f). Dabei wird die Kunst der Kunst willen, „l’art pour l’art“, von der „würdige(n) Kunst, die sich der Wissenschaft, Moral und Gerechtigkeit zu unterwerfen (hat)“ (FU, 93), abgegrenzt. Die Aufgabe der Kunst sei es zu erziehen, indem sie die Wirklichkeit idealisiert und die Wahrheit anstatt des Realen darstellt, das Ideal anstelle des Objektes setzt, die Kunst müsse moralisches Empfinden wecken, sittliches Bewusstsein hervorrufen.

Die Unterordnung des ästhetischen Urteils, die Nähe und Vermischung zu bzw. mit den Werten des Alltagslebens führt dazu, dass die unteren Bevölkerungsschichten von einem künstlerischen Objekt erwarten, „dass es eine Funktion erfülle – und sei es die eines Zeichens“. (FU, 82) Sie beziehen sich „in allen ihren Urteilen – häufig explizit - auf die Normen der Moral oder des Gefälligen.“ (ebd.) Dies steht der Ästhetik Kants, die den einzigen Garant des Schönen im „interesselosen Wohlgefallen“ des Betrachters sieht und eindeutig vom interessegeleiteten Gefallen – einerseits „das Angenehme“ „im Interesse der Sinne“, andererseits „das Gute“ „im Interesse der Vernunft“ (ebd.) – abgrenzt, entgegen. Anders gesagt, werden Kunstobjekte von Angehörigen der unteren Bevölkerungsschichten eher positiv bewertet, wenn eine klare Botschaft bzw. eine eindeutige Darstellung erkennbar ist; Kunstwerke, die eine mehrdeutige oder keine offenkundige Bedeutung zeigen, werden abgelehnt.

## DER MITTLERE GESCHMACK

Der mittlere Geschmack ist der Geschmack der Mittelschicht. Die Mittelschicht befindet sich zwischen Oberschicht und Unterschicht oder zwischen Arm und Reich. Die Mittelschicht deckt eine gewisse Bandbreite differierender Kapitalzusammensetzungen ab, auch kann die soziale Herkunft ihrer Angehörigen verschieden sein. D.h. zur Mittelschicht gehören sowohl Menschen, die ein relativ umfangreiches kulturelles und materielles Erbe haben können, jung und dynamisch sind und Bildungskapital gesammelt haben – sprich die „obere Mittelschicht“ – als auch Menschen, deren ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital eher gering ist – also die „untere Mittelschicht“. Gemeinsam ist den Angehörigen der Mittelschicht, dass sie sich von der Unterschicht bzw. von schlechter situierten Personen abgrenzen und sich den höher positionierten anschließen wollen. Aus diesem Streben resultiert, laut Bourdieu, ein zwanghaftes, verbissenes, über die eigenen Verhältnisse gerichtetes Wahrnehmen, Denken und Handeln, das von asketischem Fleiß, Ernst und Rigorismus begleitet wird und den mittleren Geschmack bestimmt. Ehrgeiz und Kleinlichkeit gehören zu den kleinbürgerlichen Tugenden. (vgl. FU, 528)

Die Eigenschaften, die das Wahrnehmen, Denken und Handeln der Mittelschicht, des Kleinbürgertums prägen und das Wesen des kleinbürgerlichen Habitus bestimmen und aus ihm hervor gehen: Ehrgeiz (und Ehr-Geiz), Strebsamkeit, Verbissenheit und Sparsamkeit, Mittelmäßigkeit, Kleinlichkeit und Kleinheit und ganz wesentlich: die Unsicherheit, die sich aus dem Besitzhunger und der Erwerbsgier ergibt, machen den mittleren Geschmack aus. Der Geschmack der kleinen Bürger orientiert sich am legitimen Geschmack und grenzt sich vom populären Geschmack ab, indem er ersteren zwanghaft zu erfassen und sich anzueignen versucht, und zweiteren als Kontrastfolie betrachtet, sich dabei selbst als Gegenstück zum Gewöhnlichen versteht. (FU, 511) Der Wille und auch die Absicht zur Distinktion tritt erst mit dem „kleinbürgerlichen Ästhetizismus“<sup>46</sup> auf;

---

46 Vgl. FU 90; Ästhetizismus ist eine Lebens- und Kunstanschauung, die nur ästhetische Kriterien gelten lässt, die dem ästhetischen Genuss Vorrang einräumt.

URL: <http://services.langenscheidt.de/fremdwb/fremdwb.html> (Stand: 26.01.2011)

dieser definiert sich im Gegensatz zur „Ästhetik“ der unteren Klassen. (vgl. FU, 108) „(Die ‚mittlere Kultur‘ versteht sich als Gegensatz zum Vulgären“. (FU, 511) *Prätention* ist der Anspruch, die legitimen Künste zu beherrschen, die der Mensch des mittleren Geschmacks durch seinen Bildungseifer zu erringen und bezeugen glaubt. Jedoch ist es Bourdieu zufolge so, dass in Wirklichkeit „die Dialektik von Distinktion und Prätention [...] die ‚sich vulgarisierenden‘ legitimen Werke der *mittleren Kunst* zu(weist)“ (FU, 36) und sich somit der mittlere Geschmack „auf die minderbewerteten Werke der legitimen Künste, [...] daneben jedoch auch auf die ‚legitimsten‘ Werke der minderbewerteten Künste“ bezieht. (FU, 38)

Die Menschen des mittleren Geschmacks werden „unaufhörlich konfrontiert mit ethischen, ästhetischen und politischen Alternativen und gezwungen, ihre alltäglichsten Handlungen in den Rahmen strategischer Entscheidungen zu stellen.“ (FU, 539) Dadurch kommt es – neben der ständigen Konzentration und Überkorrektheit, aufgrund der selbstaufgelegten Forderung allen zu entsprechen, um dennoch im Endeffekt nicht zu genügen (vgl. ebd.) – zu „disparate(n) Entscheidungen [...] in ihren Vorlieben für eine bestimmte Musik oder Malerei ebenso wie im Alltag. In ihrem Hörverhalten kumulieren sie den Geschmack für Unterhaltung mit dem Interesse an Kultursendungen, zwei Klassen von Gütern also, die – einander entgegengesetzten Polen des sozialen Raumes zuzurechnen – sich sonst gegenseitig ausschließen.“ (FU, 511f) Bourdieu meint damit, was mit den vorangegangenen Kapiteln einleuchtet, dass einerseits die Kategorie *Unterhaltung* dem populären Geschmack entspricht und andererseits den Kultursendungen – zumindest anscheinend – die legitimen Künste zugrunde liegen. Diese sich eigentlich ausschließenden Kategorien werden im mittleren Geschmack zusammengeführt und ergeben die *mittlere Kultur*. Für Bourdieu existiert genauso wenig wie eine mittlere Sprache eine mittlere Kultur. Sie entsteht erst durch das Verhältnis der Kleinbürger zur Kultur und deren Fähigkeit alles Erworbene in mittlere Kultur umzuwandeln. Bourdieu betont dabei, dass dies nicht „von Natur aus“ die Fähigkeit der Kleinbürger ist, sondern diese Fähigkeit aus ihrer gesellschaftlichen Position, also aus ihrer gesellschaftlichen Natur erwächst. (vgl. FU, 513)

## ***Erwerbsmenschen***

*Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen.*

### *Verhältnis zu Kultur und Bildung*

*Wer hat, der hat.*

Um aufzusteigen und sich gleichzeitig nach unten abzugrenzen, verwenden die Kleinbürger das Mittel „Bildung“ – wobei sie Bildung mit Wissen verwechseln. (vgl. 518) Mit *ungewöhnlichem Eifer* und *ungemeiner Emsigkeit* sammeln sie Wissen und erwerben sie Titel und Zertifikate, in der Hoffnung durch diese ehrgeizige, strebsame Akkumulation von Wissen Anerkennung von höher situierten Angehörigen des sozialen Raumes zu erlangen (z.B. bei jeglichen Arten von Konkurrenzkämpfen, sei es um die Aufnahme in eine Privatschule, bei Bewerbungsgesprächen oder auf Veranstaltungen, auf denen Kontakte hergestellt werden könnten). Vielfach „werden die kulturellen Leistungen des kleibürgerlichen Habitus auf subtile Weise diskreditiert, weil sie erkennen lassen, daß sie erworben wurden, während es gerade hier [auf den Märkten des sozialen Raumes, KP] mehr als irgend sonst darum geht, zu haben, ohne je erworben zu haben“. (FU, 518) Was sie verrät, ist der Ernst, mit dem sie ihr Wissen (als kulturelle Leistung) darbieten und mit dem sie der legitimen Kultur gegenüberstehen sowie die mangelnde „lässige Distanz“ (FU, 518); dies alles offenbart sofort die fehlende Vertrautheit mit Kunst und Kultur samt deren Bildungsgütern wie auch die Dispositionen des kleinbürgerlichen Habitus, die dem legitimen Verhältnis zur Kultur konträr gegenüberstehen, so Bourdieu. Den Kleinbürgern fehlt ein „spielerisches Verhältnis zum Bildungsspiel: sie nehmen die Kultur zu ernst“ (FU, 518), daraus folgt eine ständige Angst, falsche Aussagen zu tätigen oder etwas nicht zu wissen und bei solchen Fehlern erwischt und korrigiert zu werden, daraus folgt auch, dass ihnen in prüfungsähnlichen Situationen die Gelassenheit fehlt, Bildungslücken zuzugeben und vielleicht ihnen sogar einen Wert beizumessen.

„Bildung mit *Wissen* gleichsetzend, meinen sie, ein Gebildeter sei, wer einen unermeßlichen *Schatz* an Wissen besäße, und können es nicht fassen, verkündet er (wie der Kardinal der sich Freiheiten mit dem Dogma nimmt, die dem einfachen Landpfarrer verwehrt bleiben), daß Bildung in ihrer einfachsten und erhabensten Form sich reduziere auf den *Bezug zu ihr* (,Bildung ist, was übrig bleibt, wenn man alles vergessen hat‘). Die Kleinbürger machen aus der Bildung eine Frage von wahr und falsch, eine Frage auf Leben oder Tod, und ahnen nicht

im geringsten, welche unverantwortliche Selbstsicherheit, unverschämte Lässigkeit, ja versteckte Unaufrichtigkeit hinter jeder Seite eines ‚inspirierten‘ philosophischen, künstlerischen oder literarischen Essais steckt. Als Erwerbsmenschen können sie es sich nicht erlauben, mit der Welt der Bildung eine Vertrautheit zu kultivieren, die denjenigen alle Freiheiten und Kühnheiten einräumt, die ihr durch Geburt, also durch ihre Natur und ihr Wesen verbunden sind.“ (FU, 518f)

### *Kleinheit und Mittelmaß*

*Lieber den Spatz in der Hand, als die Taube auf dem Dach.*

Ein Charakteristikum für den Kleinbürger ist, neben dem Bildungsstreben und der Wissenssammelsucht, seine Mittelmäßigkeit beziehungsweise Kleinheit. „Der Kleinbürger ist ein Proletarier, der sich klein macht, um Bürger zu werden“. (FU, 530) Die mehr oder minder bewussten Ziele dieser Fraktion, also der soziale Aufstieg und die gleichzeitige Abgrenzung von der Unterschicht, versuchen die Kleinbürger durch Habitusmerkmale wie „Ehrgeiz“ und „Kleinlichkeit“ durchzusetzen.

„Nicht zufällig kann das Adjektiv ‚klein‘ oder eines seiner mehr oder weniger pejorativen [abwertenden, KP] Synonyme allem angehängt werden, was der Kleinbürger sagt, denkt, tut, hat oder ist, sogar seiner Moral, die doch seine Stärke ist: in ihrer konsequenten Strenge hat sie etwas Enges und Forciertes, Verkrampftes und Reizbares, Engherziges und Steifes, weil sie eben nur aus Formalismus und Skrupelhaftigkeit besteht. Kleine Sorgen, kleine Nöte – der Kleinbürger ist ein Bürger, der auf kleinem Fuße lebt. Seine ganze Erscheinung, in der sich seine objektive Beziehung zur Gesellschaft zeigt, ist die eines Menschen, der sich klein machen muß, um durch die enge Pforte zu passen, die zur Bourgeoisie führt: strikt und nüchtern, diskret und akkurat, fehlt ihm in seiner Kleidung wie in seiner Sprechweise – diese aus übertriebener Wachsamkeit und Vorsicht überkorrekte Sprache! –, in seinen Gesten wie in seiner ganzen Haltung ein wenig Statur, Freimut, Großzügigkeit und Persönlichkeit.“ (FU, 530f)

Aussagen wie „Die Welt im Großen und Ganzen kann ich allein sowieso nicht ändern! Solange meine Familie gesund ist, wir so weit genug Geld haben, um halbwegs gut zu leben, reicht mir das schon.“ Oder „Ich muss zuerst auf meinen kleinen Mikrokosmos achten. Wie soll ich die Welt retten!? Ich in meinem kleinen Boot? Gegen die riesen Schiffe mit Atommüll? – Da schau ich lieber, dass in meinem Mikrokosmos alles passt!“ zeigen das tiefsitzende Gefühl von Kleinheit, Bescheidenheit und Feigheit, das in den Aussagen der Kleinbürger genauso seinen Ausdruck findet wie in seinen Handlungen, in

seinem Lebensstil, in der Art, wie er sein Leben einrichtet und lebt. Er hat ein *kleines* Häuschen mit einem *Kleingarten*, welches er mit seiner *Kleinfamilie* belebt („Es ist *klein*, aber fein!“). Am Wochenende machen sie einen Ausflug mit dem *Kleinwagen*. Kommt es zu einem *kleinen* Problem, entscheidet er sich für das *kleinere* Übel und gibt *klein* bei.

Ähnliches nimmt auch Friedrich Nietzsche vorweg, als Zarathustra zurück „auf dem festen Lande“ feststellen muss, dass „Alles kleiner geworden“ ist und dass für Zarathustra nur in gebückter Haltung der Zugang dort möglich ist (Nietzsche 1999, 211f.). Genauso klein wie die Menschen geworden seien, so klein seien auch ihre Tugenden geworden. Ihre Eigenschaften wären Bescheidenheit, Schwäche und Feigheit, ihr implizites Ziel Wohlbehagen, ein kleines Glück. Es ist die Mittelmäßigkeit, die Nietzsche antizipierte und gleichzeitig verachtete. Wer „rund, rechtlich und gütig“ ist, hat keine Ecken und Kanten, kann sich nicht reiben, läuft mit dem Strom, ohne eine Unregelmäßigkeit oder Verstopfung im System zu verursachen. (vgl. Nietzsche 1999, 214f) Während Nietzsche in seinen Antizipationen und Ideen einen ständigen, wertenden Unterton mitschwingen lässt, beschreibt Bourdieu lediglich die Situation und Strukturen der Gesellschaft, wie sie der Methodenkomplex seiner großangelegten Studie sichtbar macht bzw. in wissenschaftlicher Weise belegt. Die beiden Theoriekomplexe weisen m.E. erstaunliche Parallelen bei den Figuren auf, die bis heute in gewisser Weise als Merkmal unserer Gesellschaft beobachtet werden können.

### *Klugheit und der Wille zum Schein*

*Jeder ist seines Glückes Schmied.*

Selbst in der Kleinheit und Askese versucht der Kleinbürger seinem Geschmack entsprechend, „über seine Verhältnisse zu leben“ und seinen Lebensstil an dem der herrschenden Klasse auszurichten<sup>47</sup>. Dies zeigt sich an seinem „bewundernswerten Einsatz und Erfindungsreichtum“, wenn es darum geht, *aus wenig mehr zu machen*. (vgl. FU, 503) Hier verweist Bourdieu auf die Kreativität, die so manch Angehöriger des

---

<sup>47</sup> In diesem Fall bezieht sich Bourdieu vorwiegend auf das aufsteigende Kleinbürgertum. Da ich versuchen möchte die Grundzüge der Mittelschicht als Einheit – wohlwissend differierende Einheit – zu erfassen und zu verstehen, verzichte ich auf die Unterscheidungen, die Bourdieu hinsichtlich des Kleinbürgertums vorgenommen hat.

mittleren Geschmacks in Hinblick auf sein kleines Eigenheim entfaltet, welches es gilt mit „kleinen Tricks“ optisch und gefühlsmäßig zu maximieren: es werden Regale, Blumenstöcke und Paravents als Raumteiler aufgestellt, um mehrere Räume zu schaffen oder es werden (Ess-, Koch-, Schlaf- und Arbeits-) Nischen eingerichtet. (vgl.ebd.) Heute nennt man derartige Wohnungen auch gerne Loft oder Atelier – vor einiger Zeit noch als Garconniere bekannt. Im Immobilienteil der Sonntagsausgabe einer Tageszeitung findet man immer wieder Annoncen, die eine Einzimmerwohnung beispielsweise als 43-m<sup>2</sup>-Loft anbieten. Ein anderes Beispiel wäre die vielfältige Einsetzbarkeit eines modisch-klassischen Basisteils, welches durch geringe Veränderung der Accessoires, sei es das Wechseln des Schuhwerks: High-Heels dann Boots dann Stiefel dann Sneakers, oder die Variation der Taschen, der Tücher, der Ketten usw. usf., eine erstaunliche Wandlungsfähigkeit offenbart. Manchmal reicht schon das Auftragen des Lippenstifts und das Outfit erreicht eine andere Wirkung. Ein „kleiner Trick“ mit ein wenig Finesse<sup>48</sup> angewendet, kann eine große Wirkung haben. Der Finesse im Sinne von Gerissenheit oder gewitzter Klugheit schreibt Nietzsche eine enorme Bedeutung für die Menschen des Ressentiments zu: er erkennt ihre Klugheit „als eine Existenzbedingung ersten Ranges, während die Klugheit bei vornehmen [elitären, KP] Menschen leicht einen Beigeschmack von Luxus und Raffinement an sich hat: - sie ist eben hier lange nicht so wesentlich, als die vollkommene Funktions-Sicherheit der regulierenden unbewussten Instinkte [des Habitus(?), KP] oder selbst eine gewisse Unklugheit“. (Nietzsche 2009b, 273) Ebenso stellt Nietzsches Zarathustra diese Charaktereigenschaft bei den „kleinen Leuten“ fest: „Klug sind sie, ihre Tugenden haben kluge Finger“ (Nietzsche 2009a, 214), jedoch fehle ihnen aber die Kenntnis die Finger zu Fäusten zu ballen, also aufzustehen, aufrichtig (bzw. aufrecht) sich selbst zu vertreten. „Während der vornehme Mensch vor sich selbst mit Vertrauen und Offenheit lebt [...], so ist der Mensch des Ressentiment weder aufrichtig, noch naiv, nicht mit sich selber ehrlich und geradezu.“ (Nietzsche 2009b, 272) Hier wird nun die Bedeutung des Scheins spürbar: Der Wille zum Schein – der immer trügt – kann als ein weiteres Habitusmerkmal der mittleren Schichten angesehen werden. "Der Wille zum Schein, zur Illusion, zur Täuschung, zum Werden und Wechseln ist tiefer, 'metaphysischer' als der Wille zur Wahrheit, zur Wirklichkeit, zum Sein".

---

<sup>48</sup> *Finesse* als durchtriebene Schlaueit begriffen im Gegensatz zu *Raffinesse* oder *Raffinement*, was als höhere, feinere Kunst der Klugheit im Sinne von Ausgeklügeltheit verstanden werden kann.

(Nietzsche 1999, 226) Es wird gesammelt, angehäuft, gegeizt, gespart, um auf der anderen Seite den Schein zu wahren (für sich selbst und die Anderen), prassen, verschwenden, luxuriös „über die eigenen Verhältnisse leben“ zu können.

### *Bildungseifer*

*Ohne Fleiß, kein Preis.*

Und genauso verhalten sich diese Angehörigen des Kleinbürgertums bei der Aneignung von Kultur und Wissen. Mit ihrem Bildungseifer, ihrer Erwerbsgier und ihrem Wissensdurst saugen sie alles auf, was für sie legitime Kunst zu sein scheint und was man ihrem Wissen nach wissen muss, um gebildet zu sein. „So investiert das aufsteigende Kleinbürgertum seinen hilflosen Eifer in Aneignungsweisen und Gegenständen, die unter den legitimen die trivialeren darstellen – Besuch historischer Stätten und Schlösser (statt z.B. von Museen und Kunstsammlungen), Lektüre populärwissenschaftlicher und geschichtskundlicher Zeitschriften, Photographieren, Sammeln von Kenntnissen über Filme und Jazz“. (FU, 503) Im Unterschied zu den Beobachtungen Bourdieus verlagert sich der derzeitige Bildungseifer der heutigen Mittelschicht auf Kurse, Weiter- und Fortbildungen. Es gibt ein unüberschaubares Kursangebot an Bildungsinstitutionen aller Art und von anderen Anbietern (von der Volkshochschule, bfi, WIFI über das Rote Kreuz, die Pfarre, die Gemeinde bis hin zur Universität). Ebenso wird versucht ein möglichst umfangreiches Sammelsurium von – je nachdem was der jeweiligen Person nähersteht – Filmen, Theaterstücken, Büchern, Vernissagen und ähnlichem sich *anzueignen*, ohne ein bestimmtes Kriterium für die Auswahl zu haben, nur um danach möglicherweise Titel und Regisseur bzw. Autor oder Künstler nennen zu können und eine Empfehlung abzugeben, ohne sich tatsächlich erinnern zu können, wie das Stück war. Es scheint als liege die Bedeutung allein in der Quantität der Abschlüsse, Zertifikate, abgehakten Kurse, abgerissenen Eintrittskarten und in der Tatsache, über möglichst alles ein bisschen etwas sagen zu können.

### *Malthusianistische Einstellung*

*Wer spart in der Zeit, der hat in der Not.*

Ganz anders verhält es sich, wenn die Frage nach der Anzahl der Kinder mit ins Spiel kommt. Bourdieus Daten und Ausführungen zufolge sei in den Mittelschichten, die, um



auf der einen Seite „über ihre Verhältnisse leben zu können“, auf der anderen Seite zu Askese und Sparsamkeit gezwungen werden, die Geburtenrate wie auch die Anzahl der gewünschten Kinder am geringsten (gegenüber Oberschicht und Unterschicht). Dies ist auf den Wunsch zurückzuführen, dass der Kleinbürger, wenn er nicht selbst den sozialen Aufstieg schafft, diesen zumindest für seine Kinder vorsieht bzw. seinen Kindern durch eine fundierte Ausbildung, welche mit nicht unerheblichen finanziellen Aufwendungen verbunden ist, eine bessere Zukunft ermöglichen will. (vgl. FU, 519ff) Es muss also gespart werden, und „weil er seine Einkünfte nicht vermehren kann, muß er seine Ausgaben einschränken, d.h. die Anzahl der Esser.“ (FU, 529) Ohne es zu wissen oder es zu wollen, gibt sich der Kleinbürger dabei, wenn es um die Geburtenkontrolle und -beschränkung geht, „den Imperativen der gesellschaftlichen Reproduktion gehorchenden Vorstellungen von der legitimen Geburtenziffer“ hin. (FU, 529f) D.h., dass der Kleinbürger aufgrund seines Habitus nicht anders kann, als sich einer strengen Beschränkung der Zahl seiner Nachkommen zu unterwerfen, um sein akkumuliertes ökonomisches und relatives kulturelles Kapital zu sichern<sup>49</sup>. Während Bourdieu von Familien mit zumeist nur einem Kind, jedoch maximal zwei Kindern spricht, scheint in unseren Zeiten vermehrt der Lebensstil der sogenannten *Dinks* (Double Income No Kids) attraktiv zu sein, da ein doppeltes Einkommen in einem kinderlosen Haushalt die gesellschaftlichen Aufstiegschancen scheinbar garantiert. Nicht nur, dass eine völlige Konzentration auf die berufliche Karriere – von Selbstverwirklichung bis hin zur Selbstaufgabe – gewährleistet ist, vielmehr steigen die ökonomischen Ressourcen eines solchen Paares empfindlich. Natürlich wird es dadurch ein Leichtes, seinen „über die Verhältnisse leben“-Lebensstil zu demonstrieren: man kann es sich leisten, „mehr“ aus der Wohnung zu machen, auch wird eine „gute Lage“ erschwinglich, es reicht kein

---

<sup>49</sup> Diese Erkenntnis liegt der Zuschreibung Bourdieus zugrunde, dass Kleinbürger „malthusianistische Einstellungen“ (FU, 528) hätten. Malthusianismus ist die Lehre des Thomas Robert Malthus, der davon ausging, dass sich Überbevölkerung durch die verfügbaren Nahrungsmittel regle. Von dieser Annahme leitet sich eine weitere Bedeutung dieses Begriffes ab: die künstliche Geburtenregelung um den ökonomischen Verhältnissen zu entsprechen.

URL: <http://www.wirtschaftslexikon24.net/d/malthusianismus/malthusianismus.htm> (Stand: 27.04.2011)

URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17430.php> (Stand: 27.04.2011)

URL: <http://www.wirtschaftslehre.ch/Wohlstand/wohlstand-70a.htm> (Stand: 27.04.2011)

URL: <http://de-i.demopaedia.org/wiki/Malthusianismus> (Stand: 27.04.2011)

gängiger Mittelklassewagen, sondern man zeigt mit Hilfe eines SUVs (Sports Utility Vehicle – ein überdimensionierter geländewagenähnlicher PKW), was man hat; über Kleidung („es muss schon eine Marke sein“), Reisen (mehrere pro Jahr), Lokalbesuche (Szene-Lokale mit entsprechendem Publikum, versteht sich) definiert sich das (aufsteigende) Kleinbürgertum, mit einem Wort: das Leben wird zum Schauspiel, man sucht die Bühne. Nietzsche findet dazu treffende Worte, die jedoch für die Menschen im Allgemeinen gemeint waren: "Hier ist die Täuschung, das Schmeicheln, Lügen und Trügen, das Hinter-dem-Rücken-Reden, das Repräsentieren, das im erborgten Glanze Leben, das Maskirtsein, die verhüllende Convention, das Bühnenspiel vor Anderen und vor sich selbst, kurz das fortwährende Herumflattern um die eine Flamme Eitelkeit so sehr die Regel und das Gesetz, dass fast nichts unbegreiflicher ist, als wie unter den Menschen ein ehrlicher und reiner Trieb zur Wahrheit aufkommen konnte." (Nietzsche 1973, 370) Die Repräsentation und zugleich die Definition des „erfolgreichen“ Paares erfolgt über den Job und die Konsumationen. Der Lebensstil „über die Verhältnisse zu leben“ wird um den Preis der Einschränkung, Beschränkung (in diesem Fall: der Verzicht auf Kinder) realisiert.

„Die aufsteigende Kleinbourgeoise wiederholt unaufhörlich die geschichtlichen Anfänge des Kapitalismus und kann dabei, ganz wie die Puritaner, nur auf ihre Fähigkeit zur Askese zählen. Dort, wo andere wirkliche Garantien, Geld, Bildung oder Beziehungen für sich sprechen lassen können, hat sie nur moralische Garantien auf ihrer Seite; verhältnismässig arm an ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital, kann sie ihre ‚Ansprüche‘ nur ‚nachweisen‘ und sich damit Aussichten auf deren Realisierung eröffnen, wenn sie bereit ist, durch Opfer, Verzicht, Entsagung, Eifer, Dankbarkeit – kurz: durch Tugend zu zahlen.“ (FU, 527f)

## ***Ressentiment***

*Der heimliche Zorn frisst mehr Menschen auf, als der äußere.*

Die kleinbürgerlichen Tugenden – v.a. der Ehr-Geiz, die Erwerbsgier und unterwürfige Gelehrigkeit –, die den Menschen des mittleren Geschmacks dazu veranlassen, in einen ständigen Konkurrenzkampf um soziale Anerkennung zu treten und ihn so fortwährend unter Spannung und permanenten Stress versetzen, erhöhen einerseits die innere Aggressivität, die ständig droht sich zu entladen, und andererseits „die Kraft, durch alle Formen von Selbstaussbeutung, und insbesondere durch asketische Fähigkeiten und

malthusianistische Einstellungen, die für den Aufstieg notwendigen ökonomischen und kulturellen Mittel aus sich herauszuholen.“ (FU, 528) Dass in diesem Zusammenhang *Ressentiment*<sup>50</sup> eine Rolle spielen könnte, liegt auf der Hand. Wenn Bourdieu den Geschmack und den Lebensstil der mittleren Klassen darlegt, findet das *Ressentiment* immer wieder einen Platz in seinen Ausführungen. Mit Friedrich Nietzsche lässt sich erklären, was es mit dem *Ressentiment* der Kleinbürger auf sich hat und wie es entsteht, da bei Nietzsche Bourdieus Beobachtungen in gewisser Hinsicht Entsprechung finden, zumindest Analogien aufweisen. Wenn Friedrich Nietzsche in seiner „Genealogie der Moral“ nach dem Ursprung des Guten sucht und diesen an zwei unterschiedlichen Herkunftsorten vermutet, fallen Ähnlichkeiten zum Bourdieuschen Habituskonzept auf: zum einen sieht er die Herrenmoral als Ursprung des Guten (als originalen Ursprung) und zum anderen die Sklavenmoral, die jedoch ihr „Gut“ nur in Bezug auf die Herrenmoral entwickeln kann. Die Sklavenmoral, wie sie von Nietzsche beschrieben wird, weist m.E. eine Analogie zum populären Geschmack auf. Grundsätzlich sei die Sklavenmoral vom *Ressentiment* geprägt. *Ressentiment* kann im Kontext Nietzsches „Genealogie der Moral“ als feindselige Rachsucht gegenüber eines Mächtigen, Starken, Sich-Selbst-Bejahenden gesehen werden, die aber nicht ausgelebt werden kann und sich deshalb durch Aufschubfiguren (z.B. Belohnung im Jenseits, sich auf später vertrösten, „nach dem Studium“, „in der Pension dann“ u.ä.), Ersatzhandlungen (z.B. Gebet, Arbeit, Sport), Triebunterdrückung (z.B. jegliche Formen der Askese: von Diät bis Magersucht, vom Sparen bis Sich-gar-nichts-leisten) und Triebsublimierung (z.B. Forderung nach Gerechtigkeit statt Rache) Befriedigung verschafft. Nietzsche nennt sie auch „rachsüchtige List der Ohnmacht“. (Nietzsche 2009b, 280)

### *Aufschubfiguren*

*Der Zorn beherrscht nur schwache Leute.*

Ein Kriterium des *Ressentiments* bei Nietzsche ist, dass es durch Aufschubfiguren gekennzeichnet ist. Das ist so zu verstehen, dass Menschen des *Ressentiments* die eigentliche Tat, die auf einen Reiz der Außenwelt folgen sollte, nicht ausführen können.

---

<sup>50</sup> Unter *Ressentiment* versteht man einen auf Minderwertigkeitsgefühlen oder Vorurteilen begründeten heimlichen Groll, eine emotionale Ablehnung.

URL: <http://services.langenscheidt.de/fremdwb/fremdwb.html> (Stand: 26.01.2011)

Da es ihnen versagt beziehungsweise verboten oder einfach aufgrund ihrer Schwäche nicht möglich ist, eine Antworthandlung zu setzen, schieben sie ihre Rache und ihren Hass bis auf weiteres auf, halten sich „durch eine imaginäre Rache schadlos“ (Nietzsche 2009b, 270). Die ihnen negativ erscheinende Macht, die Qualen und das Leid, welche ihnen die Herrschenden antun, werden zwar erlebt, jedoch nicht ausgelebt, sondern in der Hoffnung auf (göttliche) Gerechtigkeit – sei es im Jenseits oder noch zu Lebzeiten – hinuntergeschluckt und gespeichert. Diese Art des Aufschiebens auf ein Später findet sich auch bei Bourdieu:

„Die gesamte Existenz des aufsteigenden Kleinbürgers ist Vorgriff auf eine Zukunft, die er meist nur in Gestalt seiner Kinder erleben können, auf die er, wie man so sagt, ‚seine ganze Hoffnung setzt‘. Eine Art imaginärer Verlängerung seines eigenen Werdegangs, die Zukunft, die er für seinen Sohn erträumt‘, und in die er sich mit verzweifelter Anstrengung selbst projiziert, zehrt seine Gegenwart auf. Auf Strategien verwiesen, die mehrere Generationen umspannen, weil der Abstand zwischen Start und Ziel ein Menschenleben übergreift, verschiebt dieser Kleinbürger Freude und Gegenwart auf später, ‚wenn wir Zeit haben‘, ‚wenn wir nichts mehr abzuzahlen brauchen‘, ‚wenn wir fertig sind mit dem Studium‘, ‚wenn die Kinder größer sind‘, oder ‚wenn wir in Pension gegangen sind‘. Und das heißt oft genug: wenn es zu spät sein wird, wenn man sein Leben als Kredit verwirtschaftet und keine Zeit mehr haben wird, den Ertrag einzustreichen und wenn es dann, wie es heißt, gilt, ‚seine Ansprüche zurückzuschrauben‘, oder, besser noch, ‚sie aufzugeben‘. Für eine vertane Gegenwart gibt es keinen Ersatz. Vor allem dann nicht, wenn (zum Beispiel aufgrund des Bruchs der Identifikationsbeziehung mit Kindern) die Disproportion zwischen Opfer und Kompensation unübersehbar wird und einer ausschließlich auf die Zukunft orientierten Vergangenheit nachträglich ihren Sinn nimmt. Diesen Knausern, die unbesehen alles verschenkt haben, diesen mit sich selbst Geizenden, die mit einem Höchstmaß egoistischer Großzügigkeit oder großzügigen Egoismus‘ sich voll und ganz ihrem *alter ego* aufgeopfert haben, das sie einmal zu werden hofften, sei’s in der ersten Person, in ihrem eigenen Aufstieg auf der sozialen Stufenleiter, sei’s stellvertretend in ihrem Sohn, den sie nach ihrem eigen Bild geformt haben, für den ‚sie alles getan haben‘ und der ‚ihnen alles verdankt‘ – ihnen bleibt nun nichts als das Ressentiment, das als Angst, in einer Gesellschaft, die ihnen derart viel abverlangt, am Ende düpiert dazustehen, immer schon in ihren Köpfen spukte.“ (FU, 553)

Die Rache des Schwachen, Unterdrückten, Ohnmächtigen wird ausgelebt – oder eben nicht ausgelebt – in Form eines zurückgetretenen Hasses, der aufgeschoben oder sublimiert werden kann. Eine Verschiebung in die imaginäre Welt der Ideale bzw. in die Zukunft findet statt. Anstelle eines Ausagierens des Hasses, wird er nach innen gerichtet

und gefühlt. Die Menschen des Ressentiments leben im Modus des Nicht-Vergessens. Sie verstehen sich im Warten und im „vorläufigen Sich-verkleinern, Sich-demüthigen“ (Nietzsche 2009b, 272) – auch hier wieder die Verschiebung auf einen späteren Zeitpunkt, im Sinne von: das jetzige Schicksal auf sich nehmen, ABER später dafür belohnt werden.

### *Spurengedächtnis*

*Glücklich ist, wer vergisst, was doch nicht mehr zu ändern ist.*

Hier schließt sogleich die nächste Eigenschaft des Ressentiments, wie es Nietzsche beschreibt, an: Das Spurengedächtnis beziehungsweise das Nichtvergessen (können). Nietzsche auslegend spricht Gille Deleuze dabei von einem Giftgedächtnis, welches an sich hassenswert sei; und sollte es zu einer Verwirklichung der Rache des Ressentiments kommen, so bleibt die Rache dennoch imaginär, weil der Hass tief verankert im Unbewussten bestehen bleibt. (vgl. Deleuze 1979, 127) Bourdieu bemerkt bei der eher älteren Generation des mittleren Geschmacks, deren Bildungskapital geringer ist als bei jungen, aufstrebenden Kleinbürgern, dass sie „in ihren objektiven Merkmalen wie in ihren Verhaltensweisen und Meinungen an eine überholte Vergangenheit gebunden erscheinen“; sie „zeigen in all ihren Präferenzen *regressive Einstellungen*, die gewiß am Ursprung ihrer *repressiven Neigungen* stehen, wie sie in ihren Reaktionen auf alle Symptome des Bruchs mit dem Althergebrachten (und natürlich in erster Linie auf das Verhalten Jugendlicher) besonders deutlich werden“. (FU, 541) Die Entsprechung dieser Feststellung Bourdieus mit Nietzsches Spurengedächtnis bzw. Deleuze‘ Giftgedächtnis fällt dahingehend, als die von Bourdieu beschriebene Gruppe von Menschen – ältere, selbständige Kleinunternehmer – aufgrund ihres relativ geringen ökonomischen und besonders des nicht allzu umfangreichen kulturellen Kapitals, kaum Chancen haben, ihre wirtschaftlich gefährdete Branche zu wechseln und so Gefahr laufen, gemeinsam mit ihrem Unternehmen zu „verschwinden“. Sie konkurrieren mit dynamischen, kaufmännisch mindestens bis zum Maturaniveau gebildeten Jungunternehmern, die gerade in ihrem sozialen Aufstieg sich befinden. Ihr Leben lang haben sie geschuftet und verzichtet, um ihren kleinen Lebenstraum der Selbständigkeit zu verwirklichen und eine sichere und bessere Zukunft zu haben. Nun ist diese herbeigesehnte Zukunft eingetreten, nur leider nicht sicher und besser. Ihr Ressentiment richtet sich gegen alles Neue,

Innovative, Fortschrittliche, „gegen die moderne Moral und deren unverhohlene Anmaßung, wirtschaftlichen Leichtsinns (Kreditaufnahmen!) und pädagogische und sexuelle Laxheit“. (FU, 549) Auch diese Beschreibung Bourdieus kommt der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation nahe, man denke an kritische Bemerkungen der älteren Generation gegenüber der aufstrebenden jüngeren: z.B. ist die Kritik an der „pädagogischen Laxheit“ ebenso wenig verstummt wie jene an der „sexuellen“. Immer wieder empört man sich über fehlende Grenzsetzungen in der Kindererziehung, über ein zu frühes *Abschieben* in die Kindertagesheime, über Mütter, die egoistisch ihre Selbstverwirklichung in der Karriere suchen, anstatt eine gute Mutter zu sein usw. Genauso wird über den freimütigen Umgang mit der Sexualität gewettert und der moderne Lebenswandel an sich als fragwürdig bezeichnet. Solche Empörungen, Kritiken und entrüstete Urteile entstammen dem Ressentiment, welches im Laufe der Zeit durch Verzicht und Beschränkung aufgekeimte, jedoch nicht ausgelebt, sondern zurückgesteckte Aggressionen aufbaute.

Wer nicht vergessen kann und nicht in gewisser Weise darüber (über den Dingen, den Menschen, dem Leben und so fort) steht, dem fehlt, Nietzsche zufolge, das Pathos der Distanz. Nietzsche sieht im Pathos der Distanz eine bestimmte Grundstimmung, ein dominierendes Grundgefühl, durch das Eindrücke distanzierter wahrgenommen und erlebt werden. Bei ihm sind es die Menschen der Herrenmoral, die dieses Pathos haben. Bei Bourdieu sind es die Angehörigen der oberen Schicht, die Herrschenden. Menschen, denen es am „Pathos der Distanz“ mangelt oder fehlt, können nicht leicht-nehmen und werden Hass entwickeln, den sie nicht ausleben können, in sich tragen und aufbewahren, in der Hoffnung sich später rächen zu können bzw. (durch eine höhere Macht) gerächt zu werden. So ist es auch verständlich, dass jene, die heute zu der jungen, liberalen, aufsteigenden Fraktion gehören, „von ihrer optimistischen Askesehaltung zu einer pessimistischen und repressiven Einstellung überwechseln in dem Maße, wie sie altern und die Zukunft, die alle ihre Anstrengungen und Opfer gerechtfertigt hatte, sie desillusioniert.“ (FU, 552)

## *Umwertung der Werte*

*Die Letzten werden die Ersten sein.*

### *Konstruktion der Moral*

Bourdieu behauptet nun, dass die augenscheinliche Korrelation von Älterwerden und wachsendem Konservatismus weniger ein anthropologisches Gesetz, verstanden als Naturgesetz, ist, sondern eine historisch und sozial gewachsene Entwicklung im Sinne einer soziologischen Relation. Es besteht der Zusammenhang einer konservativen Einstellung mit dem Lebensalter aus dem Grund, so seine Argumentation, dass sich mit zunehmendem Alter soziale Positionen verändern und die Laufbahnen vollendet werden, einschließlich der geringer werdenden Zahl an Möglichkeiten, die das Sichern bzw. Verbessern der eigenen sozialen Stellung garantieren könnten. Das in ihnen über die Zeit gewachsene Ressentiment tritt in Form von regressiven, konservativen Einstellungen und pessimistischen, repressiven Anschauungen zu Tage und bewirkt leicht die Umwandlung von humanistischen Werten des Jugendalters „in einen faschistoiden Nihilismus, der sich im Begrübeln und Wiederkäuen von Skandalen und Komplotten ergeht“. (FU, 554) Die im Habitus verankerte und von Nietzsche sogenannte „rachsüchtige List der Ohnmacht“ bewirkt einen Umkehrschwung in den eigenen Werthaltungen:

„Revanche suchen sie [die von den Jüngeren bedrohten Älteren, KP] auf ihrem Lieblingsgebiet, dem der Moral: sie machen aus *ihrer* Notwendigkeit eine Tugend und erheben ihre partikuläre Moral, die mit der gängigen Vorstellung von Moral so erstaunlich perfekt konform geht, zur universell gültigen. Denn sie haben nicht nur, wie jedermann eine ihrem Interesse entsprechende Moral, sie haben Interesse *an* der Moral: als Kläger gegen alle Privilegien geben sie allein dem moralisch Gesonnenen ein Recht auf diese Privilegien“. (FU, 554)

Die am Ende ihrer Laufbahn fast angekommenen, sozial sich bedroht fühlenden Angehörigen der mittleren Schicht beginnen also, ihre Werthaltungen ihrer Situation anzupassen. Sie beginnen sich eine Moral zu konstruieren. Nur mehr ihre geschaffene Moral erkennen sie als die gültige an. Wie diese Moralschaffung zu begreifen ist, kann wiederum mit Friedrich Nietzsches Überlegungen erläutert werden, wenn er beschreibt, wie das Ressentiment wertschaffend wird: Der unterdrückte Mensch (oder mit Nietzsches Worten: der Mensch der Sklavenmoral) trete mit einer grundsätzlichen Abneigung

äußeren Gegebenheiten und Einflüssen gegenüber; seine Moral sage von vornherein Nein zu dem, was er nicht selbst ist, was von außen kommt. Dabei werde dieses Nein zur schöpferischen Tat. Durch diese Abwehrhaltung, die bei Nietzsche durch das „Nein zu einem ‚Ausserhalb‘, zu einem ‚Anders‘, zu einem ‚Nicht-selbst‘“ (Nietzsche 2009b, 270) ausgedrückt wird, komme es zu einer „Umkehrung des werthesetzenden Blicks“ (ebd.) – dies weist auf einen Perspektivismus hin, geht aber auch schon in die Richtung, was Nietzsche mit Falschmünzerei bezeichnet. Die Wesen des Ressentiments richten sich also nach außen, anstatt von sich selbst auszugehen. Daraus kann nach Nietzsche geschlossen werden, dass die Sklavenmoral zunächst eine Außenwelt (Gegenwelt) braucht, um entstehen zu können, und abhängig ist von äußeren Reizen, um überhaupt agieren zu können, also reaktiv ist.

Dass das Ressentiment durch die Umkehrung des werthesetzenden Blicks selbst schöpferisch und wertschaffend wird, kommt besonders zur Geltung, wenn Nietzsche über das Konzept „Feind“ des Menschen der Sklavenmoral schreibt: und zwar entwerfe dieser (der Mensch der Sklavenmoral) „den bösen Feind“. Im Entwurf des „Bösen“ liege seine Handlung, seine Kreation. Ausgehend von diesem Konzept wird „der Böse“ zu einer fundamentalen Kategorie, auf deren Basis er sich nun als Gegenbild einen „Guten“ ausdenkt. Dieser „Gute“ ist der Mensch des Ressentiment selbst. So schreibt Nietzsche: man stelle „sich ‚den Feind‘ vor wie ihn der Mensch des Ressentiments concipiert – und hier gerade ist seine That, seine Schöpfung: er hat ‚den bösen Feind‘ concipiert, ‚den Bösen‘, und zwar als Grundbegriff, von dem aus er sich als Nachbild und Gegenstück nun auch noch einen ‚Guten‘ ausdenkt – sich selbst!“. (ebd., 273f)

Dem kommt nahe, was Bourdieu meint, wenn er den Angehörigen des Kleinbürgertums „Interesse *an* der Moral“ zu schreibt und diese nur jenen das Recht auf Privilegien zu gestehen, die *ihrer* Moral gesonnen sind und *ihrer* Moral entsprechend handeln. Sie erheben ihre Konstruktion von Moral zur allgemein gültigen und richten über andere dieser gemäß. Das Ressentiment wird also wertschaffend. Heute wie früher finden wir dazu Beispiele in der sozialen Welt: wenn (ältere) Angehörige der Mittelschicht sich über die heutige Jugend beschweren, die „keinen Anstand“ mehr hätten, über junge Familien (verbal) herfallen, die ihre Kinder nicht unter Kontrolle hätten, weil die Eltern selbst keine Werte und Sitten mehr kennen würden, sich über Teenager empören, die sich öffentlich küssen, sich über Studierende brüskieren, die statt zu studieren (und wenn



nichts zu lernen ist, zu arbeiten) demonstrieren gehen, sich über die junge Nachbarin entrüsten, die immer unterwegs ist (und so alles vernachlässigt), den 35-jährigen Nachbarsjungen, der den Betrieb seines Vaters übernommen hat und nun alles umkrempelt, obwohl sein Vater das Unternehmen aus dem Nichts aufgebaut hatte und so ein solider Mann war, in ein schlechtes Licht rücken und sich über ihn aufregen usw. usf. Gleichzeitig erkennen sie sich als die redlichen, sparsamen und guten Bürger.

*Umwandlung der Werteordnung oder: Umkehrung des werthesetzenden Blicks*

Der zweite Aspekt, den auch Nietzsche in diesem Zusammenhang aufdeckt und den Priestern zuschreibt, besteht in der Tatsache, dass diejenigen, die sich in einer Vermittlerrolle zwischen oben und unten verstehen, eine Umwandlung des „werthesetzenden Blicks“ forcieren, um ihre Machtposition ausüben zu können. Der soziale Aufstieg, als leitendes Ideal für innere Einstellungen und Werte, findet seine Analogie im „allmächtigen Gott“, wenn Nietzsche über die Entstehung der christlich-jüdischen Moral schreibt: Die Wertumkehr des Juden- und Christentums wurde, laut Nietzsche, durch die Worte des jüdischen Priesters eingeleitet und vorangetrieben: „die Elenden sind allein die Guten, die Armen, Ohnmächtigen, Niedrigen sind allein die Guten, die Leidenden, Entbehrenden, Kranken, Hässlichen, sind auch die einzig Frommen, die einzig Gottseligen, für sie allein giebt es Seligkeit [...]!“ (ebd., 267) Die Vornehmen und Herrschenden bezeichne der Priester als böse und grausam. (vgl. ebd.) Die Selbstbetrügerei und Falschmünzerei, die „Umkehrung des werthesetzenden Blicks“ (ebd., 271), im Christentum gründet auf der Fiktion „Gott“. Zum einen dient Gott als Machtfigur, zum anderen ermöglicht diese Fiktion die Verschiebung und den Aufschub auf später (auf das ewige Leben, nach ihrem Tod). Gott stellt den imaginären Mächtigen und Herrschenden dar, der zwar von den Menschen verlangt sich ihm zu unterwerfen und ihm zu dienen, jedoch gleichzeitig fungiert Gott als Erlösungsfigur – wie etwa die Erlösung aus dem Elend und der Unterdrückung –, die erst den Aufschub auf später ermöglicht und somit auch das „gut sein“ im Elend und in der Unterdrückung. Das heißt also: die Rache wird nicht aufgehoben, sondern lediglich ins Ideal verschoben. So zum Beispiel, wenn Nietzsche ironisierend die Werkstatt der Ideale – man könnte auch sagen: der Falschmünzerei und Umkehrung – beschreibt: die nicht vergeltende Ohnmacht wird zur Güte umgedeutet oder das unvermeidliche Warten-Müssen wird als Geduld ausgelegt. Greifbare Feinde werden in eine abstrahierte, sublimierte Art von Feind umgewandelt,

die sie hassen können ohne direkt handeln zu müssen: „[...] was sie hassen, das ist nicht ihr Feind, nein! sie hassen das ‚Unrecht‘, die ‚Gottlosigkeit‘ [...]“. (ebd., 283) Eine christliche Aufschubfigur stellt das Martyrium dar, welches zu Lebzeiten durchgestanden werden muss, im Glauben und der Hoffnung auf spätere Entlohnung, sei es Glück oder Seligkeit, ausgehalten wird.

Ähnlich verhält es sich mit der aufsteigenden Fraktion des Kleinbürgertums, die durch die Umwandlung der Ideale glauben, ihre Machtausübung und Einflussnahme zu verändern und ihren sozialen Aufstieg zu meistern. Was sie nicht wissen, ist, dass sich die Umwandlung der Ideale immer im Sinne derjenigen vollzieht, die mit der Macht der Legitimierung ausgestattet sind, also der Herrschenden, und so geschieht es, dass sie im Nicht-Wissen eigentlich der herrschenden, legitimen und legitimierenden Schicht zu dienen, agieren. Bourdieu schreibt über die Emporkömmlinge des sozialen Aufstiegs:

„(N)och in ihrer gelegentlichen sozialen Konkurrenz wirken sie gemeinsam mit am Fortgang einer Sache, der sie so erfolgreich nur dienen können, weil sie sich nicht immer bewußt sind, daß sie ihr dienen, noch daß sie, indem sie dienen, sich selbst dienen. Das Auftreten dieses neuen Kleinbürgertums, das zur Erfüllung seiner Mittlerfunktion zwischen den Klassen neue Manipulationsinstrumente in Anschlag bringt, und durch sein bloßes Vorhandensein Stellung wie Einstellungen des alten Kleinbürgertums transformiert, ist nur unter Rekurs auf Veränderungen im Herrschaftsmodus zu begreifen: wird jetzt Verführung statt Zwang, Öffentlichkeitsarbeit statt Staatsgewalt, Publizität statt Autorität, die „weiche“ statt der „harten Tour“ angewandt, dann steht dahinter die Erwartung, daß die symbolische Integration der beherrschten Klassen weniger durch eingebläute Normen als durch aufgenötigte Bedürfnisse zu erreichen sei.“ (FU, 255)

Bourdieu nennt dies auch „sanfte Gewalt“, die eine implizite, stillschweigende Gewalt und somit eine Art der Machtausübung darstellt. Die sanfte Gewalt setzt eine unbewusste Komplizenschaft mit den Herrschenden voraus, die ohne die Unterwerfungsbereitschaft der Beherrschten nicht vorstellbar wäre. Die stille Akzeptanz der Unterjochung ist ein Verdienst des Habitus, wie alles, was Bourdieu auch „Amor Fati“ bezeichnet. „Amor Fati“ bedeutet so viel wie das Antizipieren und Akzeptieren dessen, was das Leben bringen wird, was die gesellschaftliche Rolle für den einzelnen bereitstellt und ihm möglich macht – also eine Liebe zum Schicksal.

Eine Veränderung ähnlicher Art kann in Hinblick auf verschiedenste Berufsbezeichnungen beobachtet werden. Um eine symbolische Aufwertung des

Berufsstandes zu erreichen, wird oftmals die Betitelung geändert: so wurden aus Kindergartenhelfer\_innen Assistent\_innen, aus Kindergärtner\_innen Kindergartenpädagog\_innen, aus Putzfrauen (und –männern) Raumpfleger\_innen, aus Sekretär\_innen Büromanager\_innen, aus Friseur\_innen Hairstylist\_innen, Knechte wurden Agrar-Assistent\_innen usw. Auch dieses Phänomen konnte Bourdieu bereits beobachten und schreibt dazu, dass, „die neuen oder modernisierten Berufe Strategien symbolischer Aufwertung erlauben und begünstigen, die der Gebrauch adelnder, mehr oder weniger offen euphemistischer Doubletten illustriert: ‚Mitarbeiterin‘ statt Sekretärin, ‚psychotherapeutischer Pfleger‘ statt Pfleger in der Nervenklinik.“ (FU, 563)

### *Wandel der substantiellen Eigenschaften*

Der Wahrung der sozialen Ordnung liegt zugrunde, dass alle an den sozialen Prozessen Beteiligten notwendigerweise<sup>51</sup> in dieselbe Richtung streben, nach denselben Zielen. Die einen geben sie vor, die anderen erreichen sie nie. Werden sie von den anderen erreicht, sind sie nicht mehr das, was sie waren, nämlich Mittel zu Distinktion. Gerade deshalb muss ein ständiger „Wechsel der substantiellen (d.h. nicht relationalen) Eigenschaften“, also der materiellen Merkmale im Laufe der Zeit, gegeben sein: es kommt zu einer Umwandlung des materiellen, substantiellen Wertes.

„Die konkurrierenden Gruppen sind durch Differenzen geschieden, die wesentlich *in der Zeitordnung* gründen. Nicht zufällig räumt dieses System dem *Kredit* einen solch gewichtigen Platz ein: Die sich über den Konkurrenzkampf durchsetzende, durch die Aktionen des kulturellen Bekehrungseifers noch gestärkte Legitimation – jene sanfte Gewalt, die sich im stillen Einvernehmen mit den Opfern vollzieht und die der willkürlichen Aufnötigung von Bedürfnissen den Schein einer befreienden Mission zu verleihen vermag, die von denen herbeigerufen wird, die unter ihr leiden – erzeugt tendenziell den Anspruch als ein vor den Mitteln zu seiner adäquaten Befriedigung gegebenes Bedürfnis; und gegenüber einer sozialen Ordnung, die noch den Mittellosesten das Recht auf umfassendste Befriedigung einräumt - freilich zeitlich verteilt, auf lange Frist – bleibt dem Anspruch keine andere Alternative als der Kredit, der den unmittelbaren Genuß der verheißenen Güter gestattet, zugleich aber auch die Hinnahme einer Zukunft einschließt, die nur Fortsetzung der

---

<sup>51</sup> Die den sozialen Prozessen zugrundeliegende Dialektik von Ab- und Umstufungen schließt *notwendigerweise* mit ein, dass alle in die Richtung wollen, die die Herrschenden vorgeben.

Gegenwart ist, oder die Imitation: falsche Luxuswagen und falscher Luxusurlaub.“ (FU, 271)<sup>52</sup>

### *Bruch mit den Werten*

Unter bestimmten Bedingungen und Umständen (z.B. Finanzkrise), die „im dialektischen Prozeß der sich wechselseitig reproduzierenden objektiven Chancen und subjektiven Erwartungen“ einen Bruch herbeiführen, d.h. wenn sich die objektiven, tatsächlichen Chancen nicht mehr mit den subjektiven Erwartungen decken, kann es dazu kommen, dass die „bislang stillschweigend akzeptierten Zielsetzungen der Herrschenden“ en gros untergraben werden und eine tatsächliche „Umwertung der Werte“ ermöglicht wird. (FU, 276)

Auch der soziale Aufstieg setzt einen *Bruch* voraus, so Bourdieu, „in dem die Verleugnung der ehemaligen Leidensgefährten jedoch nur einen Aspekt darstellt.“ (FU, 529) D.h. nicht nur, dass jene, die den individuellen Aufstieg hindern oder lähmen könnten, aus dem Weg geräumt werden müssen, sondern es müssen auch die von der vorangegangenen sozialen Position als Angehöriger einer niedrigeren Klasse übriggebliebenen ethischen und strukturellen Konzeptionen aufgegeben werden. „Was vom Überläufer verlangt wird, ist der Umsturz seiner Werteordnung, eine Bekehrung seiner ganzen Haltung.“ (ebd.) Dieser Bruch ist natürlich nur schwer zu verkraften, angesichts der neuen Situation in einer völlig neuen Umgebung, in der das Zurechtfinden kein leichtes Spiel ist, nachdem man die vertraute Welt aufgegeben hat. Man hat nichts mehr, auf das man sich verlassen kann, nicht einmal sich selbst, da der Habitus in diesem neuen Umfeld mitsamt den neuen Anforderungen, seine Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata nicht anzuwenden weiß. Selbst das soziale Kapital, also Beziehungen, ist hier noch nicht vorhanden und somit auch, weil soziales Kapital unerlässlich ist für die Verwertung der übrigen Kapitalsorten, das vorhandene ökonomische und kulturelle Kapital wertlos. „Für den Kleinbürger bieten Familien- und Freundschaftsbande keine Zuflucht mehr [...] und auch kein Netz von Unterstützung und Schutz [...]; sie sind noch nicht das, was man anderswo ‚Beziehungen‘ nennt [...]. Sie

---

<sup>52</sup> Anm.: Zur Bedeutung des Kredits bei Nietzsche wäre die zweite Abhandlung in seiner Genealogie der Moral heranzuziehen, und dem Verhältnis Gläubiger – Schuldner näher zu betrachten. (vgl. Nietzsche 2009b, §5, §19ff)

sind nur Ketten, die man um jeden Preis brechen muß, weil Dankbarkeit, gegenseitige Hilfe, Solidarität und ihr materieller und symbolischer Genuß zu den verbotenen Früchten zählen.“ (FU, 529)

An dieser Stelle schließt sich der Kreis zum Geschmack. Bourdieu erklärt, dass der Geschmack oder der Habitus „dem System der Unterscheidungsmerkmale“, dem Klassifikationssystem des sozialen Raumes, zugrunde liegt, das den jeweiligen, für eine Klasse je charakteristischen Lebensstil erkennen lässt. Der Geschmack kennt die Spielregeln in seinem sozialen Feld, in dem er beheimatet ist, dies ermöglicht dem Akteur oder der Akteurin sich sicher in diesem Feld zu bewegen. Die Praxisformen der Akteure stimmen mit den einer Sozillage innewohnenden Regel- und Gesetzmäßigkeiten überein bzw. sind an diese angepasst. Sie stellen das vorläufige Ergebnis der Inkorporierung der Struktur des sozialen Raumes, also des im bisherigen Leben stattgefundenen Einverleibungsprozesses der objektiven sozialen Verhältnisse, dar. Die permanente Umwandlung der „Notwendigkeit in Strategien“ sowie der „Zwänge in Präferenzen“ und die Erzeugung aller ‚Entscheidungen‘, die für die klassifizierenden und klassifizierten Lebensstile grundlegend sind und „deren Sinn bzw. Wert aus ihrer charakteristischen Position im Rahmen eines Systems von Gegensätzen und Wechselbeziehungen herleitet“. (FU, 285) Weil der Geschmack<sup>53</sup> selbst nur eine zur Tugend erhobene Not ist, will er immerfort aus der Not eine Tugend machen und drängt zu ‚Entscheidungen‘, die der sozialen Lage, aus der er hervorgegangen ist, von vornherein angepasst sind. (vgl. FU, 285) Wenn es durch eine veränderte soziale Position, wie beispielsweise bei dem oben erwähnten sozialen Aufstieg,

„zu einem grundlegenden Wandel in den Lebensverhältnissen kommt, die, aus denen der Habitus erwachsen ist, sich mit denjenigen nicht mehr decken, innerhalb deren er funktioniert und seine eigentümliche Wirksamkeit gesondert aufgewiesen werden kann, ist es der Geschmack – der ‚Luxusgeschmack‘ so gut wie der ‚Notwendigkeitsgeschmack‘ oder die Entscheidung für das Unvermeidliche, und kein üppiges oder mäßiges Einkommen –, der die objektiv an diese Finanzmittel angpaßten Praktiken bestimmt. Der Geschmack bewirkt, daß man hat, was man mag, weil man mag, was man hat, nämlich die Eigenschaften und

---

<sup>53</sup> Anm.: Da in der deutschen Übersetzung für mich nicht klar hervorgeht, ob das Klassifikationsystem oder der Geschmack gemeint ist – d.h. grammatikalisch-logisch ist die Rede vom System der Unterscheidungsmerkmale, jedoch der Logik des Kontextes und der Theorie folgend, kann m.E. nur der Geschmack gemeint sein.

Merkmale, die einem de facto zugeteilt und durch Klassifikation de jure zugewiesen werden.“ (FU, 285f)

D.h. der Geschmack bzw. der Habitus wandelt die Einstellungen, Neigungen, Werthaltungen, Präferenzen, Anschauungen usw. in einer der sozialen Lage adäquaten Weise um, passt sie an eine (langjährig erlebte) Lebensform an und lässt die Akteure wählen, was sie müssen, lässt sie ertragen, was sie wählen, lässt sie lieben, was sie ertragen, lässt sie sein was sie lieben und lässt sie leben, was sie sind. Sie leben ihren Geschmack.

## ***Halbbildung***

*Einbildung ist auch eine Bildung.*

„Das gesamte Verhältnis des Kleinbürgertums zur Kultur läßt sich in gewisser Weise aus diesem Abstand zwischen wirklicher Kenntnis und spontaner Anerkennung ableiten. In ihm manifestiert sich Bildungseifer als Prinzip, das je nach Vertrautheit mit der legitimen Kultur, d.h. je nach sozialer Herkunft und entsprechendem Bildungserwerb, unterschiedliche Formen annimmt“ (FU, 503)

Das Verhältnis der Kleinbürger zur Kultur unterscheidet sich vom von Vertrautheit geprägten Verhältnis der Angehörigen des legitimen Geschmacks zur Kultur durch das „stets ein wenig distanzierte, kontemplative und leicht ‚kopflastige‘ Verhältnis des über Konzerte oder gar Schallplatten zur Musik Gelangten.“ (FU, 134) Daraus, aus dem Mangel an Vertrautheit und dem Mangel an Eingebunden-Sein von Kindesbeinen auf und dem gleichzeitigen Streben, sich von unteren Schichten abzugrenzen, folgt der bereits angesprochene Bildungseifer. „Dieser reine, aber leere Eifer weiß nicht, wo oben und unten ist, weil er über keine Orientierungspunkte verfügt, oder sie nicht zu deuten weiß; er macht aus dem Kleinbürger das designierte Opfer der *kulturellen Allodoxia*, d.h. all jener Fehlidentifikationen und irrtümlichen Aha-Erlebnisse, in denen sich der Abstand zwischen Kenntnis und Anerkennung verräterisch zu erkennen gibt.“ (FU, 504) Bourdieu versteht unter „Allodoxia“, „eine Heterodoxie, die sich vormacht, eine Orthodoxie zu sein“ (ebd.), ein Glaube also, der bestimmten Kulturgütern eine irrtümliche Legitimität zuschreibt und an dieser Legitimität als einzig Wahre festhält, obwohl, aus der Orientierungslosigkeit und mangelndem Vertrautsein folgend, die Kriterien zur Bestimmung der Legitimität fehlen und es somit zu Fehlinterpretationen und Aneignung

von Wissensinhalten und Kultur kommt, die den legitimen nicht entsprechen. „Die Allodoxia [...] führt dazu, Operetten als ‚Ernste Musik‘, Populärwissenschaft als Wissenschaft, Imitiertes als echt aufzufassen und in diesen zugleich bänglichen und allzu selbstsicheren Fehlidentifikationen den Grund für eine Befriedigung zu verspüren, die sich immer noch von dem Gefühl der Distinguiertheit herleitet.“ (ebd.) Die Massenvermarktung der Kulturindustrie macht sich den Allodoxia-Effekt zum Mittel, indem sie durch Werbung die Mittelklassen dazu verleitet, ihre angepriesenen Produkte als legitim anzunehmen und anzuerkennen. Die Werbung „stellt die ökonomische und kulturelle Zugänglichkeit der Produkte und gleichzeitig ihre hohe Legitimität in den Vordergrund und beruft sich dabei auf Autoritäten (wie Akademiemitglieder oder Preisjursys), deren Anerkennung in sich bereit einen Allodoxieeffekt darstellt, da sie, wie wir gerade gesehen haben, sich umgekehrt proportional zur kulturellen Kompetenz verhält.“ (ebd.) Einerseits werden in der Werbung Prominente als Celebrity-Testimonials gezeigt, die das Produkt, das sie natürlich selbst verwenden, empfehlen: z.B. wirbt Thomas Gottschalk seit Jahren für Haribo Gummibärli. Heidi Klum verwendet angeblich Taft-Haarspray von Schwarzkopf und isst bei McDonald’s. Hermann Meyer zählt auf die Raiffeisen Bank. Georg Clooney und John Malcovich stehen ein für Nespresso. Schon der Anerkennung dieser Personen als Vertreter der legitimen Kultur liegt der Allodoxie-Effekt zugrunde, da zum einen diese Anerkennung sich umgekehrt proportional zur kulturellen Kompetenz verhält und weil zum anderen diese Promis und Celebrities selbst den legitimen Geschmack nicht als solchen inkorporiert haben, sondern ihnen allein durch ihre Medienpräsenz und der daraus folgenden Prominenz eine Legitimierungsmacht zugeschrieben wird. Tatsächlich obliegt die Legitimierungsmacht jenen, die in den vornehmen, „adeligen“ Kreisen der Oberschicht seit langem verkehren. Andererseits versucht die Kulturindustrie mit ihren Massengütern, die Abnehmer in den Mittelklassen anzusprechen, indem sie ihre Produkte dem „mittleren Geschmack“ entsprechend, also mit einer gewissen „Nähe zur legitimen Kultur“ (ebd.) darbieten. Beispiele hierfür sind filmische Aufbereitungen von Bühnenklassikern oder Literaturverfilmungen, p.e. gibt es einige Werke von William Shakespeare wie „Viel Lärm um Nichts“ (1993) oder „Romeo und Julia“ (1996), die durch prominente Schauspieler, durch zeitgemäße Anpassung oder durch populäre Adaption den Zugang zur „legitimen“ Auseinandersetzung möglicherweise erleichtern sollen bzw. eventuell die

Auseinandersetzung mit dem Original ersparen könnten. Ebenso spricht Bourdieu von „populären Bearbeitungen“ ernster Musik“ – man denke an André Rieu, Helmut Lotti oder Nigel Kennedy, die versuchen Klassik, durch leichte Vereinfachung des Originals und zugängliche Präsentation, populär zu machen (vgl. dazu Polaschegg 2005) – und „Vokalinterpretationen klassischer Werke im Stil eines Pfadfinderliedes oder Engelchors, kurz alles, was die sogenannten ‚anspruchsvollen‘ Presseerzeugnisse und Unterhaltungssendungen ausmacht, die völlig darauf abgestimmt sind, jedermann das Gefühl zu vermitteln, daß er sich auf der Höhe des legitimen Kulturkonsums befindet, wie sie zwei sonst einander ausschließende Eigenschaften vereinigen: unmittelbare Zugänglichkeit und die äußeren Anzeichen kultureller Legitimität.“(FU, 505)

Theodor Wiesengrund Adorno beschreibt in seinem Vortrag „Theorie zur Halbbildung“ sehr treffend, was Bourdieu mit dem mittleren Geschmack des Kleinbürgertums verbindet, ohne dabei, im Gegensatz zu Adorno, zu werten oder zu urteilen: Bildung oder besser: Kenntnis und Wissen als Mittel der Abgrenzung bzw. des Anschlusses. Das Hauptproblem, das zum Verschwinden der Bildung zu Gunsten der Halbbildung beitrage, sei Adorno zufolge, die Kulturindustrie, die in Anpassung an den mittleren Geschmack produziere und eine Massenvermarktung von Kulturgütern betreibe, die ihrerseits zu einer unreflektierten, im Wahrheitsgehalt beschnittenen Reproduktion und Rezeption beitrage. Dadurch werde Kultur einerseits vielen Menschen zugänglich gemacht, die zuvor aufgrund ihrer sozioökonomischen Herkunft mit Kunst und Kultur nicht viel zu tun gehabt hätten und sie daher nicht zu verwenden wüssten, andererseits würden kulturelle Inhalte so vereinfacht und verfremdet – eben den Ansprüchen der „kleinen Leute“ genügend und entsprechend – dargestellt, dass sie mit dem Original nur im entferntesten Ähnlichkeit besäßen. Dementsprechend kommt es zu einer Rezeption und Aneignung einer künstlichen Kultur, die Bildung zur Halbbildung verkommen lässt. „Im Klima der Halbbildung überdauern die warenhaft verdinglichten Sachgehalte von Bildung auf Kosten ihres Wahrheitsgehalts und ihrer lebendigen Beziehung zu lebendigen Subjekten“. (Adorno 2006, 25) Die Kunstindustrie kalkuliert mit der Hoffnung und dem Bestreben seiner potentiellen Abnehmer, durch Darbietung von Wissen und scheinbar kultivierter Bildung sich einer besseren sozialen Schicht anschließen zu können, sozial aufzusteigen und nimmt diese als Basis für die Massenproduktion und Massenvermarktung dieser halbbildenden Inhalte. „Die Dummheit, mit welcher der Kunstmarkt rechnet, wird durch



diesen reproduziert und verstärkt. Frisch-fröhliche Verbreitung von Bildung unter den herrschenden Bedingungen ist unmittelbar eins mit ihrer Vernichtung“ (ebd., 40)

Bourdieu geht nicht ganz so weit und spricht der mittleren Kultur inklusive ihre Aneignungsweise nicht den „Tod der Bildung“ zu. Für Bourdieu existiert die mittlere Kultur als solche schlichtweg nicht: „eine ‚mittlere Kultur‘ gibt es ebenso wenig wie eine ‚mittlere Sprache‘. Mittlere Kultur, das ist nichts als die kleinbürgerliche Beziehung zur Kultur: falsche Objektwahl, Mißdeutung, fehlinvestierter Glaube, Allodoxia.“ (FU, 513) Mittlere Kultur entsteht erst durch eine bestimmte Rezeptionsweise, d.h. dass Gegenstände, die einst der legitimen Kultur angehörten, durch den Verlust an Distinktionswert, also durch die Zugänglichkeit der Massen, von den oberen Klassen nicht mehr als legitim angesehen werden, insofern abgewertet sind. Dadurch erst werden sie „der Bearbeitung durch die neuen Kulturvermittler und dem Genuß durch ein kleinbürgerliches Publikum zumindest zu einem gegebenen Zeitpunkt zugänglich [...] – sofern sie nicht sogar ausdrücklich darauf zugeschnitten sind“. (FU, 512) Daraus folgert Bourdieu, dass nicht allem, was zu einem bestimmten Zeitpunkt der mittleren Kultur zuteilwird, die Eigenschaft zukommt, eine Eigenschaft zu sein. (vgl. ebd.)

Die mittleren Klassen können nicht anders als im Streben um den sozialen Aufstieg sich an den Objekten und Gegenständen der legitimen Kultur zu orientieren. Dass dies dazu führt, legitime Kultur auf die effizienteste Art und Weise bewältigen zu wollen oder müssen, liegt auf der Hand. Um die Bildungslücken zu stopfen und Wissen zu sammeln, wird – weil nicht anders möglich und angeboten – zu vielversprechenden Anleitungen gegriffen, die schnell und wirkungsvoll zum gewünschten Erfolg führen. Die Rede ist von Weiterbildungsangeboten wie Lehrgänge, Seminare und Kurse aller Art, Bücher mit Titeln wie „Wissen leicht gemacht“<sup>54</sup> und diverse Ratgeber. Wissen wird angehäuft und akkumuliert, angewendet und teilweise wieder vergessen. In der Sphäre des mittleren

---

<sup>54</sup> Eine im Compact-Verlag erschienene Buchreihe, deren einzelne Exemplare jeweils ein Thema chronologisch bzw. systematisch darstellen. Z.B. das Thema Psychologie: „Das chronologische Nachschlagewerk zur Geschichte der Psychologie – mit allen wissenswerten Daten, Fakten, Ereignissen und Personen. Mit zahlreichen informativen Abbildungen und Übersichtskästen zum besseren Verständnis psychologischer Zusammenhänge. Psychologie – übersichtlich, aktuell, einprägsam und leicht verständlich dargestellt. Wer mitreden will, muss wissen, was wichtig ist.“

URL: <http://www.compact-via.de/wissen-bildung/wissen-leicht-gemacht/psychologie.html>

(Stand: 29.05.2011)

Geschmacks findet es sogar Anerkennung. Ob mit dieser Art von Bildung ein Zurechtfinden in einer anderen sozialen Lage gewährleistet ist, bleibt aus zumindest drei Gründen zu bezweifeln. Erstens entspricht dieses akkumulierte Bildungskapital nur insofern der legitimen Kultur, als es von dieser gebraucht wird, um sich selbst zu distinguieren und das eigene Kapital zu vermehren. Zweitens handelt es sich bei dieser kulturellen Bildung lediglich um abgewertete bzw. ehemalige legitime Güter, die für den mittleren Geschmack adaptiert, modifiziert oder simplifiziert wurden. Drittens ist das durch Anhäufung gesammelte Wissen mit all seinen Zertifikaten und Titeln, erworben in der eigenen sozialen Schicht, was wiederum maximal zur Verfestigung dieser objektiven Strukturen führen kann. Wenn sich ein sozialer Aufstieg mittels Bildungseifer und Wissensgier vollzieht, muss mit allem altherkömmlichen gebrochen werden, es muss die gewohnte, die den Habitus beheimatende soziale Lage verlassen werden. Was bisher zählte und den Aufstieg möglich machte, ist nun gegenstandslos geworden und nicht mehr von Nutzen, weil die Wahrnehmungs- und Denkschemata noch nicht auf die neue Situation und deren Struktur angemessen reagieren können. Wobei immer hierbei auf jeden Fall zu bedenken bleibt, dass der Zeitfaktor eine große Rolle spielt und auch dass es ein Unterschied ist, innerhalb einer sozialen Klasse aufzusteigen oder ob die soziale Schichtzugehörigkeit geändert wird. D.h. je länger die Teilnahme in einem sozialen Feld bzw. an einem sozialen Spiel währt, desto größer wird die Vertrautheit mit den sozialen Strukturen und desto eher hat der Habitus seine Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata an die hiesigen Spielregeln angepasst. Mit Bourdieus Worten ausgedrückt: „Die durch sozialen Status vermittelte Vertrautheit zeigt sich z.B. auch in der Informiertheit über Bedingungen und Gelegenheiten zur Erwerbung von Kunstgegenständen [von kulturellem Kapital, KP]. Diese hängt nicht allein von materiellen und kulturellen Voraussetzungen ab, ausschlaggebender ist vielmehr die Dauer der Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Sphäre, in der die als käufliche Wertgegenstände begriffenen Kunstobjekte zum vertrauten und persönlichen Inventar gehören.“ (FU, 135) Es ist leichter von der mittleren Mittelschicht in die obere Mittelschicht zu wechseln, als von der oberen Mittelschicht in die Oberschicht einzusteigen.

### III. HABITUS UND BILDUNG

Aus dem bisher Beschriebenen geht hervor, dass die soziale Herkunft, das damit verbundene kulturelle Erbe, die eigene soziale Geschichte sowie das soziale und ökonomische Kapital den Habitus ausmachen. Die gesellschaftliche Umgebung – mit all ihren Möglichkeiten, Notwendigkeiten und Beziehungen – des Heranwachsenden wird in dessen Körper und „Geist“ einverleibt und führt zu den ihm charakteristischen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata. D.h. wie ein Mensch die Welt wahrnimmt und erlebt, wie er denkt und wie er handelt, nach welchen Strukturen er seine Eindrücke ordnet und er auf Dinge, die auf ihn einströmen, reagiert, liegt in seinem Habitus begründet, beziehungsweise ist sein Habitus. Auf der anderen Seite sind es genau diese Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, die seinen Habitus begründen: der Habitus ist strukturierende und strukturierte Struktur. Ein Beispiel: einerseits strukturieren einverlebte Geldnöte den Habitus in der Form, dass ein sparsames Handlungsschema ausgebildet wird, also führen zu einem sparsamen Habitus; andererseits strukturiert dieser sparsame Habitus, der durch die Inkorporierung belastender finanzieller Situationen entstand, das Handeln, indem beispielsweise die Sparsamkeit auch in Zeiten, in denen keine Geldnot herrscht, weitergeführt wird. Kurz: der Habitus wird durch das Erleben der Geldnöte strukturiert und gleichzeitig strukturiert der Habitus das Erleben der Geldnöte. Oder – in Bezug auf das Vorschulalter: ein Mädchen, dessen Eltern eine eigene, für ihre Verhältnisse sehr gemütlich und zum Lesen einladende Bibliothek eingerichtet haben, in deren Wohnung ein Klavier genauso seinen Platz findet wie ein avantgardistisches Werk einer jungen Künstlerin, dieses Mädchen, das am Tisch beim Abendessen einerseits die Etikette des Ablaufs beim Abendessen erfährt und andererseits im „Nebenbei“ eine Sprache erlebt und sich einverleibt, die sich grundsätzlich von jener unterscheidet, die ein anderes Mädchen im „gewöhnlichen Umfeld“ einer Siedlung wie beispielsweise „Am Schöpfwerk“ tagtäglich *verdaut*. Die Umgebung und alles das, was die Mädchen umgibt, was sie erleben, wird inkorporiert und zu ihrem Habitus, der dann wiederum sich in ihrem Tun, Sprechen, Denken usw.

ausdrückt. Unter anderem handelt es sich um zwei verschiedene Sprachen<sup>55</sup>, die den Mädchen inkorporiert sind, die sie passiv erleben und die sie aktiv verwenden. Während des Verwendens verfestigt sich die Sprache im Habitus. Und solange sich die Umgebung der Mädchen nicht auf Dauer verändert, solange werden sie den ihrer Sozialisation und sozialen Herkunft entsprechenden Habitus leben; im Fall der Sprache: werden sie die Sprache ihrer Umgebung sprechen; beide würden sich in dem jeweils entfernten sprachlichen Kreis nicht bzw. nur schwer orientieren können, die Sprache als fremd erkennen und sich selbst fremd fühlen, geschweige denn von den Angehörigen dieser verschiedenen Sprachkulturen als zugehörig befunden werden.

Es findet also von Anbeginn an, im Kreise der Familie, die Inkorporierung der sozialen Verhältnisse und der objektiven Strukturen statt. Von klein auf widerfährt dem jeweiligen Individuum die Bildung seines Geschmacks, seines Habitus. Dass Kinder vorwiegend bei Elternpaaren aufwachsen, die aus derselben sozioökonomischen Lage entstammen, verwundert nach der Lektüre Bourdieus nur wenig. Bourdieu hat in seinen Studien das nachgewiesen, was auch für OECD-Staaten<sup>56</sup> heutzutage gilt: „Der Geschmack vereint: Er fügt Farben zusammen so gut wie Personen, die ein ‚harmonisches Paar‘ bilden, und das nicht zuletzt im Hinblick auf ihre Geschmacksrichtungen.“ (FU, 375) Ebenso heißt es im Paper der OECD: „There was also a tendency in all countries towards a phenomenon often described as ‘assortative mating’, that is to say people with higher earnings having their spouses in the same earnings bracket – e.g. doctors marrying doctors rather than nurses.“ (OECD 2011, 11) „Assortative mating“ bzw. – mit Bourdieus Worten – „spontane Wahlverwandtschaft“, wie er die selektive Gattenwahl nennt, liegt Bourdieu zufolge darin begründet, „(d)aß ein Habitus sich im anderen wiedererkennt“. (FU, 375) Orientierungspunkt ist die soziale Gleichartigkeit, die "die Entstehung disharmonischer Beziehung behindernd, passende Beziehungen fördernd“ sich „in der gesellschaftlich unverfänglichen Sprache von Sympathie und Antipathie“ ausdrückt. (ebd.) D.h., dass sich

---

<sup>55</sup> Vgl. dazu Basil Bernstein, der in seiner Auseinandersetzung mit der Sprache zwei Sprachcodes, den elaborierten und den restringierten Code, nennt, die sich ebenfalls in verschiedenen sozialen Schichten ausprägen. (Bernstein 1972, 283ff)

<sup>56</sup> Die OECD (Organisation for Economic Co-operation and Development) vereinigt 34 Länder auf der ganzen Welt, die sich zu Demokratie und Marktwirtschaft bekennen.

URL: [http://www.oecd.org/pages/0,3417,de\\_34968570\\_35009030\\_1\\_1\\_1\\_1\\_1\\_1\\_1,00.html](http://www.oecd.org/pages/0,3417,de_34968570_35009030_1_1_1_1_1_1_1,00.html) (Stand: 11.05.2011)

Individuen mit ähnlichem Habitus mit größter Wahrscheinlichkeit dauerhaft miteinander vereinigen. Sowohl die ökonomische als auch die kulturelle und soziale Kapitalstruktur sind dabei ausschlaggebend: Ärzt\_innen heiraten oder paaren sich eher mit Ärzt\_innen als mit Krankenschwestern oder -pflegern. (vgl. OECD 2011) Bourdieu hat bereits darauf hingewiesen, dass die Homogenität der Ehepaare hinsichtlich der Reproduktion der Struktur des sozialen Raums noch immer unterschätzt wird. (vgl. FU, 374) Bis heute hat sich dahingehend nichts geändert. Dass in der Folge Kinder nach wie vor in äußerst unterschiedlichen, jedoch in sich geschlossenen homogenen sozialen Gefügen aufwachsen, ist nicht nur selbstverständlich, sondern bedarf einer bewussten Wahrnehmung, Analyse und fundierten Bearbeitung seitens der Wissenschaft, um in der sozialen und professionalisierten Praxis in adäquater Weise agieren zu können und eingefahrene Strukturen aufzubrechen und zu verändern. Der Bourdieu vielfach vorgeworfene Determinismus seiner Habitus-Theorie wird von Bourdieu selbst immer wieder zurückgewiesen, u.a. bringt er einen Vergleich mit der Physik: der Traum vom Fliegen wurde durch die Entdeckung der Schwerkraft nicht behindert, sondern erst ermöglicht. (vgl. VhE, 378) Bildungspolitische Problemlösungsansätze, wie die Umstrukturierung auf einer organisatorischen Ebene, sei es der Ruf nach einer Gesamtschule, oder nach einer „Lehrer\_innenbildung neu“, die Ausstattung der Schulen mit modernen Technologien oder die Husch-Pfusch-Umsetzung der unverbindlichen Zielvorgaben des Bologna-Prozesses etc., werden dieser gesellschaftlichen Ungleichheit kaum gerecht, sondern tragen ihrerseits wieder zur Reproduktion bei, indem die bereits von Bourdieu offengelegte Verschiedenheit der Habitusformen, die in ihrer Hysterese bzw. Trägheit sich zu verändern, vielmehr zur Reproduktion als zur Veränderung oder gar Revolution neigen, ignoriert wird.

## **ÖKONOMISIERUNG DER BILDUNG**

„Wissen ist Macht“ (Francis Bacon) ist ein weitverbreiteter Gedanke. Auch bei Bourdieu geht es um Macht, und zwar um jene Macht, die im Kampf um soziale Anerkennung zur Verteidigung beziehungsweise zur Verbesserung der eigenen Position im sozialen Raum eine Rolle spielt. Je höher das ökonomische und/oder das kulturelle Kapital sind, desto mehr Macht kommt dem einzelnen Akteur zu. Darüber hinaus und zugleich in

Abhängigkeit vom jeweiligen Kapitalumfang sind der richtige Einsatz und die Kenntnis der Spielregeln im jeweiligen sozialen Feld von Bedeutung. Mit Bourdieus Worten besteht die Notwendigkeit zur Teilhabe und Teilnahme am Spiel in der „Illusio“: den Sinn für das Spiel zu haben und sich auf das Spiel einzulassen, es ernst zu nehmen und daran zu glauben, dass sich das Spiel lohnt. Der Sinn für das Spiel ermöglicht dem Akteur zu antizipieren und somit sich für den richtigen Einsatz, für eine angemessene Investition zu entscheiden und diesen zum richtigen Zeitpunkt, an der richtigen Stelle und im richtigen Umfang zu tätigen. Jedes Feld hat eigene Funktionsgesetze und dahinterstehende Zwecke. Somit gibt es so viele Arten von Interessen wie es Felder gibt. So ist der Zweck des Feldes der Kunst die Anerkennung der Kunst beziehungsweise eines Künstlers oder einer Künstlerin um ihrer Kunst willen im Feld, *l'art pour l'art* also. Im wissenschaftlichen Feld gilt das Interesse dem Erkenntnisgewinn und der Wahrheit, die Logik des ökonomischen Feldes hat Profitmaximierung zu zentralen Prinzip usw. (vgl. PV) Eine große Gefahr geht von der zunehmenden Ökonomisierung aus, die nach und nach als logikbestimmendes Gesetz in allen Feldern eintrifft. So auch im Feld der Wissenschaft und im Feld der Kunst – und natürlich im Feld der Bildung. Im Feld der Bildung besteht die Gefahr der wirtschaftlichen Gewinnorientierung einerseits in der Entwertung der Bildungstitel, die Bourdieu bereits anspricht und auf die in den 1960er Jahren begonnene Bildungsexpansion zurückführt, andererseits in der Gefährdung der Bildungsidee.

### ***Marktorientierung der Bildung***

*Zeit ist Geld.*

Bildungsinstitutionen sind als sozialer Raum zu denken und als dynamische soziale Gefüge zu betrachten, die sich – vergleichbar mit dem Habitus der einzelnen Akteure – in einer Wechselbeziehung mit dem *Außen* und dem *Innen* ordnen und (langsam) verändern bzw. anpassen. Auch die Institution Schule ist ein derartiges Gefüge. Laut Bourdieu geht es im Feld Schule – wie in allen anderen Feldern – um Macht und Distinktion. „Kraft der Einschärfung und Durchsetzung von Normen und Werten trägt die Institution Schule im weiteren dann – je nach Ausgangslage, d.h. je nach Herkunftsklasse, mehr oder weniger umfassend – zur Herausbildung einer auf die legitime Kultur übertragbaren allgemeinen Disposition bei, die, erworben im Umgang mit schulisch abgeseigneten Wissensstoffen

und Tätigkeiten, in der Folge in Gestalt einer interesselosen Neigung zur Akkumulation von Erfahrungen und Kenntnissen, welche auf dem Bildungsmarkt nicht immer umstandslos und gewinnträchtig verwertbar sind, tendenziell über die Grenzen des ‚Schulischen‘ hinaus Anwendung erfährt.“ (FU, 48) Das Feld Schule orientiert sich zwar heute nicht mehr, wie es den Beobachtungen Bourdieus entspräche, an der legitimen Bildung der herrschenden Klasse, sondern es dominiert hier und heute der mittlere Geschmack, dessen Gesetze und Mechanismen die das Feld bestimmenden sind. Daraus folgt, dass der Schulbesuch durch Leistungsorientierung gekennzeichnet ist, dass das Verständnis von Bildung im humanistischen Sinne dem Streben nach Profit, Leistung, Aufstieg und Distinktion weichen muss, weil es eben die mittleren Klassen sind, deren habituelle Gesetzmäßigkeiten die für das Bildungswesen ausschlaggebenden und charakteristischen sind. Der Habitus der Kleinbürger lässt sie zwanghaft versuchen durch eifrige Aneignung jener Bildung, die sie für die herrschende halten, einen sozialen Aufstieg zu erlangen und sich von jenen abzugrenzen, die sie einer unteren Schicht zu ordnen. Gelehrt und gelernt werden Inhalte, von denen man glaubt, dass sie einen ökonomischen Nutzen haben und die Lernenden zu wirtschaftlich brauchbaren Mitgliedern der Gesellschaft machen. Im Mittelpunkt steht nicht Bildung ihrer Idee nach, sondern vielmehr Informationen und Kompetenzen, mit deren Hilfe sich der Mensch den Anforderungen der Wirtschaft anzupassen hat und so überleben kann. Diese Reduktion auf ein Wissen, von dem man annimmt, dass es für das berufliche Weiterkommen am Arbeitsmarkt nötig ist, also auf ein Wissen, das vorgeblich für den Beruf gebraucht wird und nicht darüber hinausgeht, bemerkt Adorno im Vortrag „Philosophie und Lehrer“ bei den Student\_innen der Lehrerausbildung in ihrer Haltung gegenüber der obligatorischen Philosophieprüfung und sieht darin womöglich eben diese Gefahr und des Weiteren die Gefahr der „Verdinglichung des Geistes“ (Adorno 1971, 33). Beide, Bourdieu und Adorno, haben zu ihrer Zeit diese Dinge festgestellt, die heute – immer noch und vielleicht mehr denn je – zu den aktuellen Problemen zählen. Nach wie vor geht es darum, sich einen (Arbeits-)Platz zu sichern, sich ständig, im Sinne der momentan gefragten Kompetenzen und Softskills fit zu halten und sich den marktwirtschaftlichen Gegebenheiten anzupassen. Diese am Tauschwert orientierte Haltung unserer Gesellschaft verlangt nun nicht mehr (oder besser: noch immer nicht) eine Bildung im Sinne Adornos oder Humboldts, die sich in einer umfänglichen, reflexiven

Auseinandersetzung mit den Inhalten zeigen sollte, sondern eine „bornierte Aneignung von Kenntnissen“. (ebd.) Er spricht – zwar in Bezug auf Philosophie, was aber auf Bildung allgemein umgelegt werden kann – vom „Prozess der Spezialisierung, [...] als Ausdruck der Verdinglichung des Geistes, die dieser mit der zunehmend verdinglichten Tauschgesellschaft erfuhr [...]“ (ebd.). Durch den Spezialisierungsprozess scheint für Adorno Bildung insofern bedroht zu sein, dass nur mehr jene Bildungsinhalte von Bedeutung sind, die in einen Marktwert transponiert werden können, also einem Geldwert entsprechen und der Angebot-Nachfrage-Regel der Wirtschaft gehorchen. Eine „Verdinglichung des Geistes“ entsteht durch Trivialisierung und Vereinfachung von Bildungsinhalten, die in diesem Prozess an Tiefe und möglicherweise an Wahrheitsgehalt eingebüßt haben. In der „verdinglichten Tauschgesellschaft“ werden diese oftmals als Kompetenzen und Kenntnisse bezeichnet und am Markt angewandt, verkauft und weitergegeben.

### ***Entwertung der Bildungstitel***

*Die Letzten beißen die Hunde.*

Das aktuelle Streben der Bildungspolitik der EU – und im Kleinen: in Österreich –, einen europäischen wissensbasierten Gesellschafts- und Wirtschaftsraum (vgl. Vertrag von Lissabon 2000) zu schaffen, mündet in der Forderung nach möglichst vielen mobilen und arbeitsmarktfähigen Akademikern, die die wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit (vgl. Bologna-Prozess) sichern sollen. Doch wer die Gesetze des Marktes kennt, dem leuchtet ein, dass diese Forderung zumindest den Wert mindert, wenn nicht auch die Qualität: denn das Angebot bestimmt den Preis. Je größer das Angebot ist, desto niedriger wird der Preis bzw. der Wert, und je geringer der Wert ist, umso günstiger, billiger oder effizienter muss produziert werden. Je billiger die Produktion wird, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit eines qualitativen Mangels. Um die Qualität zu gewährleisten wird versucht, durch Implementierung diverser Evaluations- und Qualitätssicherungsprogramme (z.B. externe – PISA<sup>57</sup> oder TIMSS<sup>58</sup>), die anhand von

---

<sup>57</sup> Programme for International Student Assessment (PISA)

<sup>58</sup> Trends in International Mathematics and Science Study (TIMSS)



objektivierten – somit überprüfbaren – Bildungsstandards und Kompetenzen, die Leistungen der Schüler\_innen, der Studierenden und der Lehrenden feststellen sollen.

In seinen Studien stellt Bourdieu fest, dass sich das Verhältnis der sozialen Klassen zum Bildungssystem in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts bereits verändert hatte. Nicht mehr nur an kulturellem Kapital reiche Akteure, die sich der Bildungstitel zur Erhaltung und Verbesserung ihrer sozialen Position bedienen, sondern auch jene Gruppen, die sich v.a. über ihr ökonomisches Kapital reproduzierten und bisher kaum in schulische Bildung investierten, nehmen nun schulische Bildung vermehrt in Anspruch. Zu dieser Zeit beginnen verschiedene soziale Fraktionen einen Wettlauf um Schulabschlüsse und Bildungstitel und damit beginnt auch die Inflation derselben. (vgl. FU, 221f)

„Allgemein wachsender Schulbesuch läßt auch die Masse des jederzeit in inkorporierter Form vorliegenden kulturellen Kapitals anwachsen, so daß man, eingedenk des Sachverhalts, wonach Schulerfolg und die Dauerhaftigkeit von Lernprozessen wesentlich von der Höhe des direkt durch die Familie vermittelten kulturellen Kapitals abhängen, vom stetig wachsenden Erfolg der Bildungsaktion ausgehen darf – *ceteris paribus*<sup>59</sup>. Kurz, der Ertrag der gleichen Bildungsinvestition wird größer, was zweifellos zu inflationistischen Folgen führen muß, da eine größere Anzahl von Schülern Abschlüsse ablegt.“ (FU, 222)

Gewissermaßen kann der vermehrte (bzw. auf andere soziale Fraktionen *ausgedehnte* und *erweiterte*<sup>60</sup>) Zustrom zu institutionalisierter Bildung zwar als zunehmender Erfolg der „Bildungsaktion“ gewertet werden, jedoch ist diesem die Entwertung als Konsequenz immanent. „Die Dialektik von Entwertung und Aufholjagd nährt sich so gleichsam aus sich selbst.“ (FU, 227) Als Gründe für den Prozess der Entwertung führt Bourdieu außerdem zum einen den Verlust des distinktiven Werts bestimmter Berufe an, der sich aus der Aufstockung der Anzahl der zu besetzenden Posten im Verhältnis zu den Absolventen bzw. Titel ergibt, wodurch somit der Seltenheitswert sinkt – als Beispiel erwähnt Bourdieu die „Stellung des Lehrers höherer Schulen und Hochschulen“. (FU, 224) Ebenso findet man auch heute und in Bezug auf österreichische Verhältnisse dieses Phänomen vor: also Berufe, die (u.a.) aufgrund sinkender Seltenheit (somit scheinbar „leichterem“ Zugang) ihr berufliches Ansehen und Prestige eingebüßt haben: so wären

---

<sup>59</sup> Lat.: das Übrige bleibt gleich.

<sup>60</sup> Vgl. Nietzsches Anmerkungen zur Verflachung der Bildung durch Erweiterung des Zugangs zu Bildung, weiter unten in dieser Auseinandersetzung.

auch hierzulande Lehrer und Lehrerinnen zu nennen, die fortwährend um ihr soziales Prestige kämpfen müssen und deren Ansehen in regelmäßigen Abständen durch politische Maßnahmen aufgewertet werden soll. Ähnliches kann bezüglich der Achtung und gesellschaftlichen Anerkennung von Bildungsabschlüssen beobachtet werden: der Bakkalaureatstitel scheint oftmals und gemeinhin weniger wert zu sein als noch vor 10 Jahren ein Maturaabschluss. Zum anderen, ein weiterer Grund, den Bourdieu für die Titelentwertung verantwortlich macht und der „einen nicht zu unterschätzenden Einfluß bei der Abwertung schulischer Abschlüsse hat“, ist „der rapide Anstieg weiblicher Schulabgänger“. (ebd.) Dies führt Bourdieu darauf zurück, dass zu dieser Zeit ein „Wandel in den Vorstellungen über die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern“ (ebd.) sich durchzusetzen beginnt – im Sinne der Gleichberechtigung und Emanzipation der Frau –, woraus u.a. ein Anstieg der Frauenquote unter den Studierenden an den Universitäten folgt, und sich somit die Anzahl der Bildungstitel am Arbeitsmarkt maßgeblich erhöht. So sehr man heute diesen Einfluss verneinen bzw. für entsprechend geringer halten möchte, so sehr spielt er dennoch auch in unserem Bildungssystem eine bedeutende Rolle, wie Erna Nairz-Wirth in einer großangelegten Studie in Anschluss an Bourdieu gezeigt hat. Nairz-Wirth überprüft vier Thesen, die Bourdieu in seinem Buch „Die männliche Herrschaft“ aufgestellt hat, auf ihre Aussagekraft in Bezug auf das österreichische Bildungssystem: Erstens die Annahme, dass sich der Zugang von Frauen zu Institutionen höherer Bildung erweitert hat. Die zweite These besagt, dass Frauen trotz der Bildungsexpansion in „traditionell weiblichen Berufen“ stärker vertreten sind; drittens gibt es laut Bourdieu eine anhaltende geschlechtsspezifische Segregation in den Schulzweigen. Und die vierte These bezieht sich auf eine geschlechtsspezifisch homogene Fächerverteilung „in traditionelle Gegensatzpaare“. Die ersten drei Thesen können durch aktuelle empirische Datenanalysen auch für Österreich bestätigt werden, wobei die vierte Annahme eingeschränkt werden müsse, so Nairz-Wirth. (vgl. Nairz-Wirth, 2009)<sup>61</sup> Die Erklärung für diese Ungleichheit in den Bildungswegentscheidungen

---

<sup>61</sup> Zu den Ergebnissen der Studie von Nairz-Wirth: Erste These: Der Zugang von Frauen zu höherer Bildung, also höheren Schulen, Hochschulen oder Universitäten hat sich erweitert („Bildungsexpansion“ seit 1960er!): Es inskribieren sich seit den 1970er Jahren stetig mehr Studierende an einer Universität. Im Studienjahr 1990/00 überholt die Zahl weiblicher Studierender jene der männlichen. (die These trifft auch für die ausländischen Studierenden an österreichischen Universitäten zu). (vgl. Nairz-Wirth 2009, 139)

liegt auch hier in den vorherrschenden Macht- und Herrschaftsstrukturen, die – wie oben bereits angesprochen – in der im Habitus verankerten Unterwerfungsbereitschaft und dem „Amor fati“ begründet und aufrechterhalten werden. Die männliche Herrschaft ist Bourdieu zufolge ohne die Unterwerfungsbereitschaft der Frauen, die unbewusst ist, nicht denkbar. Wie bei jeder anderen Art der stillschweigenden Machtausübung, die Bourdieu auch *symbolische Gewalt* oder *sanfte Gewalt* nennt, handelt es sich dabei um eine implizite Art der Beherrschung, die durch eine unbewusste Komplizenschaft mit den Herrschenden bestimmt ist und erst möglich wird. „Amor Fati“ beinhaltet ein

---

Zweite These: Trotz der Bildungsexpansion sind Frauen stärker in „traditionell weiblichen Berufen“ vertreten: D.H. laut Bourdieu, dass trotz des steigenden Zustroms von Mädchen und Frauen zu höheren Bildungsinstitutionen sich an der relativen Position im Feld des Bildungswesens und (in direkter Abhängigkeit davon) im Berufsfeld sehr wenig geändert hätte. So finden sich Frauen vermehrt im Unterrichts- und Gesundheitswesen, im kaufmännischen Bereich oder anderen Berufen, die wenig mit Macht zu tun haben. Beim Frauenanteil im Lehrkörper an österreichischen Schulen ist auffällig, dass der Anteil der Lehrerinnen beständig steigt. Die Ausnahme stellen mittlere und höhere Schulen für wirtschaftliche Berufe dar, deren Frauenanteil im Lehrkörper stagniert seit den 1970er Jahren bei über 80%. Einzig Volks- und Sonderschulen übertreffen dies mit 90% bzw. 86%. (vgl. ebd., 140)

Dritte These: Zur anhaltenden geschlechterspezifischen Segregation in den Schulzweigen: Bourdieu meint, dass man sich durch die Angleichung der Zugangschancen und Häufigkeitsraten nicht täuschen lassen dürfe, sondern dass die Ungleichheit in der Verteilung auf die Schulzweige fortbestehe. Diese These gilt laut Nairz-Wirth ebenso als bestätigt, wenn man den Prozentanteil der Schülerinnen an der Gesamtschülerzahl betrachtet, in Hinblick auf die jeweils besuchte Schule: so sind 91% der Schüler\_innen an Höheren Schulen für wirtschaftliche Berufe weiblich, im Gegensatz zu 25% an technisch gewerblichen höheren Schulen – um nur die beiden Extremwerte zu nennen. (vgl., ebd., 141)

Vierte These: Die These von „der homologen Aufteilung des Bildungswesens in traditionelle Gegensatzpaare“ (ebd., 143), also die geschlechtsspezifisch homogene Verteilung der Fächer bzw. Studienrichtungen: Teilweise trifft auch diese These für das österreichische Bildungssystem zu. Es existieren nach wie vor „typische“ Männer- bzw. Frauenstudien, die sich im „Raum der universitären Studienrichtungen“ (Nairz-Wirth 2009, 143) um den jeweiligen Pol verteilen (weiblicher Pol: z.B. Dolmetschen, Pädagogik, Französisch, Pharmazie, Veterinärmedizin, Ernährungswissenschaften; männlicher Pol: z.B. Mechatronik, Elektrotechnik, Maschinenbau, Informatik). So kann man einen weiblichen und einen männlichen Pol erkennen. Jedoch sind zwischen diesen beiden Polen viele Studienrichtungen angesiedelt, die von beiden Geschlechtern gleichermaßen häufig gewählt werden (z.B. Geographie, Sportwissenschaften, Landschaftsplanung, Philosophie, Statistik, Bildende Kunst u.v.m.), d.h. laut Nairz-Wirth, dass diese These gewisser Einschränkung bedürfe. (vgl., ebd., 143)

Antizipieren und Akzeptieren dessen, was das Leben bringen wird, was die gesellschaftliche Rolle für den bzw. die einzelne bereitstellt und möglich macht – also eine Liebe zum Schicksal. Das bedeutet beispielsweise für die Bildungswegentscheidungen bei Frauen, dass die Vereinbarkeit von Beruf und Familie (nach wie vor) einen entscheidenden Faktor für die Wahl der Bildungsinstitution und des späteren Berufs in sich birgt. Interviews mit Lehrerinnen der Fachrichtung Wirtschaftspädagogik zeigen diesen Zusammenhang sehr deutlich: den befragten Lehrerinnen, im Alter zwischen 25 und 40 Jahren, mit und ohne Kinder, war allen gemeinsam, dass sie als Begründung für die Wahl ihrer (Lehrer\_innen-) Ausbildung und somit für ihre Berufsentscheidung die gute Vereinbarkeit des Lehrberufs mit der Vorstellung bzw. Tatsache eine Familie zu haben, angaben. Der Lehrberuf ermögliche es, Kinder zu haben, für diese da zu sein und gleichzeitig einem Beruf nachzugehen. (vgl. Nairz-Wirth 2009, 131f)

„Die Hauptleidtragenden der Entwertung der Schulabschlüsse sind“ diejenigen, „die den Arbeitsmarkt ohne Abschluß betreten.“ (FU, 225) Oftmals werden Stellen mit Leuten besetzt, die eigentlich überqualifiziert sind, und damit diese Stellen für jene, die bis vor geraumer Zeit noch ohne einen Abschluss „gut genug“ für diesen oder jenen Job waren, nun nicht mehr zugänglich sind, so Bourdieu. Die „sich verstärkende Monopolisierung durch die Inhaber von Bildungsprädikaten auch solcher Stellen [...], die bis dahin für Leute ohne entsprechende Prädikate offenstanden“, (FU, 225) und einer daraus folgenden verringerten Konkurrenz um Arbeitsstellen, vermindert jedoch auch gleichzeitig den Entwertungsprozess, da mit Bildungstitel ausgestattete Arbeitsmarktteilnehmer bevorzugt eine Anstellung bekommen. Dies geschieht also auf Kosten derjenigen, die ohne Bildungsprädikat oder Schulabschluss den Arbeitsmarkt betreten – und das sind derzeit (Stand: 2008) in Österreich 10,1% der 16- bis 25-Jährigen. (vgl. Nairz-Wirth et al. 2010, 13)<sup>62</sup> Die daraus folgende Konsequenz der verminderten

---

<sup>62</sup> Diese Studie beschäftigt sich mit der Situation und dem Habitus österreichischer Schulabbrecher. Die Autoren fragen nach den dahinterliegenden Gründen und persönlichen Motiven für die Entscheidung, die Schule abzubrechen. Sie untersuchen die aktuelle Lage österreichischer Early-School-Leavers, und Situationen sowie Einflüsse, die verstärkt zu Drop-Outs führen. Darüber hinaus versuchen die Autoren der Studie eine an Bourdieus Theorie orientierte Typologie von frühen Schulabbrecher\_innen zu entwerfen. (vgl. Nairz-Wirth et al. 2010)

Aufstiegchancen betrifft v.a. jene ohne Schulabschluss, aber auch jene, die einen Job annehmen müssen, dessen Anspruch unter ihrem tatsächlichen Qualifikationsprofil liegt. Außerdem kommt es zu „einer verstärkten Vorherbestimmung der Chancen beruflicher Laufbahn durch die Schule“. (FU, 226) Analog zu dem von Bourdieu Beschriebenem kann die heutige Situation auf den Universitäten nach bzw. mitten in der Verwirklichung der Empfehlungen des Bologna-Prozesses gelesen werden. Nicht nur, dass sich die Universität dem steigenden Zustrom von Studierenden kaum erwehren kann und adäquate Rahmenbedingungen nicht geschaffen werden (können), was eine maßgebliche Gefährdung der Qualität der universitären Bildung bedingt, wird gleichzeitig durch die enorme Zahl an Absolvent\_innen eine Entwertung der Titel vorangetrieben und darüber hinaus auch die Verflachung der Bildung aufgrund der Maßnahmen in Folge des Bologna-Prozesses.

### ***Entwertung der Bildungsidee***

*Mit leerem Kopf nickt es sich leichter.*

Wenn Bourdieu den Anspruch erhebt, dass

„es das höchste Ziel eines wirklich demokratischen Bildungswesens wäre, einer möglichst großen Zahl von Individuen in möglichst kurzer Zeit Gelegenheit zum möglichst vollständigen Erwerb möglichst vieler der Fähigkeiten zu geben, die zu einem bestimmten Zeitpunkt akademische Bildung bedeuten“, (IdC, 90)

könnte die Vermutung entstehen, er hätte in der Formulierung der Ziele und Empfehlungen des Bologna-Prozesses mitgewirkt. Fällt nun aber das Augenmerk auf die Umsetzung des Bologna-Prozesses, so widerspricht diese seiner Forderung, in der er einen „krassen Gegensatz“ zu dem sieht, was sie tatsächlich darstellt, nämlich eine Verwirklichung in Richtung eines „technokratischen Bildungswesen(s), das auf die Serienproduktion von Spezialisten nach Maß abzielt“. (ebd.) Nicht nur die mit Inhalten vollbepackten Module des Bachelor-Master-Systems, die in kurzer Zeit zu absolvieren sind und daher kaum Raum und Zeit für Muße, eigenem Interesse und Vertiefung vorsehen, können als Fehlentwicklung der Bologna-Reformen angesehen werden. (vgl. Schrittmesser 2009, 703f) Die „akademische Bildung“, deren Charakteristikum – in Berufung auf die Humboldt'sche Idee der Bildung und seiner Vorstellung von Universität – „die Einsicht in die reine Wissenschaft“ ist (Humboldt 1965, 114), rückte nun – nach,

mit und durch Bologna – wieder ein Stück in die Ferne. Die Einsicht erlange der Mensch, laut Humboldt, nur „durch und in sich selbst“ und dazu sei „nothwendig Freiheit“ und „hülfreich Einsamkeit“ (ebd.). Das „zwanglose Denken und forschende Lernen, das im Mittelpunkt des universitären Lebens stehen sollte“ (Schrittesser 2009, 700) verschwindet hinter zweck- und outputorientierten Lösungs- und Reformansätzen eines technokratischen Bildungswesens.

Eine Folge der kompakten Gestaltung und des Vollpackens mit Inhalten der Studienpläne ist zum einen eine mangelnde Vertiefungsmöglichkeit der Studierenden in behandelte Themen und Forschungsfragen, zum anderen eine gesteigerte Tendenz, nur solche Lehrveranstaltungen zu besuchen, die schnell und ohne allzu großen Aufwand eine Note abwerfen, und für Prüfungen zu büffeln, die benötigt werden, um einen Schein zu erwerben. Es wird auswendig gelernt, abgehakt und wieder vergessen. Das Herstellen von Zusammenhängen und Nachvollziehen von Argumentationssträngen rückt dabei in den Hintergrund. Die Organisation der Universität und der daraus folgende Mangel an Zeit, der Druck und die Verschulung des Studiums – ein überfüllter Stundenplan, etliche Prüfungen und Seminararbeiten, die absolviert und geschrieben werden müssen, um die folgenden Lehrveranstaltungen besuchen zu können, der Job, ohne den die Finanzmittel für das Leben und Studieren nicht aufgebracht werden können – führt zu einer oberflächlichen Auseinandersetzung, die eine kritische, reflexive, durch Einsicht gewonnene Haltung und Einstellung gegenüber dem wissenschaftlichen Betrieb, dem Fach und der Gesellschaft nicht gerade fördert. Dieser Art von „Popularisierung der Kultur“ (FU, 505) (Wissenschaft ist ein Teil der Kultur), die von Ausbildungsinstanzen geschürt und betrieben wird, ist eine „Senkung des Vermittlungsniveaus“ (ebd.) immanent, und was zu dieser Senkung beiträgt, müsse, laut Bourdieu, nicht versteckt werden, da sie „offen ihre pädagogische Zielsetzung verkündet“. (ebd.) Die „gemeine Vermassung“ von Kulturgütern jedoch funktioniert nur durch deren Verstellung bzw. Maskerade, die es ermöglicht Anerkennung en masse zu erheischen und damit konsumierbar zu sein. (ebd.) Ein Wandel hat sich vollzogen, selbst das Bildungswesen muss sich mittlerweile – ca. 50 Jahre später – als etwas darstellen, das es nicht ist, um „Konsumenten“ zu gewinnen und wettbewerbsfähig zu bleiben. Der Betrug, den Bourdieu in diesem Zusammenhang anspricht, zielt darauf ab, „daß die Kopie mit dem Original und Talmi mit dem Echtem verwechselt wird“. (ebd.) Es handelt sich dabei um

einen Konsum von Imitaten, der „auf einer Art Täuschung beruht, die in erster Linie den Betrüger selbst hinters Licht führt, weil er vor allen anderen daran interessiert ist“, dass die Fälschung bzw. die Nachahmung für das Original, für die Wahrheit gehalten wird. Es ist zu einem bildungspolitischen Ziel geworden, einerseits möglichst viele Absolventen von Universitäten am Arbeitsmarkt vorweisen zu können, und andererseits Bildungseinrichtungen, darunter auch die Universität, als Unternehmen zu sehen und zu führen. D.h. die Ökonomisierung hat im Feld der Bildung Einzug gehalten. Das Bildungswesen bedient sich der Maßnahmen der Ökonomie und orientiert sich an ihren Regeln und Gesetzen. Dies könnte als Hinweis auf einen vollzogenen Wandel der Bourdieuschen These gesehen werden, dass die von der Bildungspolitik und, in Folge, von Bildungsinstanzen betriebene Popularisierung von Kultur ebenso verschleiert werden muss, wie es Bourdieu Mitte der sechziger Jahre im ökonomischen Feld der Kulturindustrie in Frankreich beobachtete. Dieser Schwindel, den Bourdieu der Produktion der popularisierten Kultur zuschreibt, betrachtet Adorno als Ursache für die Halbbildung und als Tod für die Bildung. „[...] die Bedingungen der materiellen Produktion selber dulden schwerlich jenen Typus von Erfahrung, auf den die traditionellen Bildungsinhalte abgestimmt waren, die vorweg kommuniziert werden. Damit geht es der Bildung selbst, trotz aller Förderung, an den Lebensnerv.“ (Adorno 2006, 21f) An einer anderen Stelle schreibt Adorno: „Das Halbverstandene und Halberfahrene ist nicht die Vorstufe der Bildung sondern ihr Todfeind.“ (ebd., 42) Nicht nur Adorno erkennt die „frisch-fröhliche Verbreitung von Bildung unter den herrschenden Bedingungen (als) unmittelbar eins mit ihrer Vernichtung.“ (ebd., 40). Auch Nietzsche hat bereits darauf hingewiesen, dass im „Trieb nach möglichster Erweiterung der Bildung“ genauso wie im „Trieb nach Verminderung und Abschwächung derselben“ eine Gefahr für die Bildung lauert. Beide Triebe lassen sich auch in unserem Bildungssystem verorten: einerseits wollen wir eine möglichst hohe Zugangsrate zu Institutionen der Bildung, möglichst alle sollen „Bildung“ erreichen können, andererseits scheinen Bildungsreformen immer wieder zur Verminderung und Verflachung der Bildungsinhalte und der Idee der Bildung beizutragen, genauso wie es Bildung nach wie vor zugemutet wird, „ihre höchsten Ansprüche aufzugeben und sich dienend einer anderen Lebensform, nämlich der des Staates [der Politik, der Ökonomie,

KP] unterzuordnen.“ (Nietzsche 1964, 397) Laut Nietzsche könne es diesen beiden Trieben nur gelingen, „eine erlogene Kultur zu begründen“. (ebd., 398)

Der Trieb der Erweiterung und Ausdehnung der Bildung, den Nietzsche 1872 der damaligen Gegenwart der Bildungsinstitutionen zuschrieb, ist mittlerweile an seinem Höhepunkt angelangt. Das Wort „Bildung“ ist in aller Munde. Niemals zuvor wurde derart vielen Bereichen des gesellschaftlichen Daseins so viel von Bildung gesprochen, so viel „Bildung“ begehrt, wie heutzutage. (Stichwort: „Bildungsvolksbegehren“, initiiert von Hannes Androsch; mit Bourdieu könnte er als aufgestiegener Kleinbürger bezeichnet werden, der bislang mit Bildung nur wenig zu tun hatte) Der inflationäre Gebrauch des Bildungsbegriffs ist ein Charakteristikum unserer Zeit und unserer Gesellschaft. Dass Kompetenzen, die Anhäufung von Zertifikaten und Titel mit Bildung verwechselt werden, ist die eine Sache. Dass dadurch die Bildungsidee, die noch nie verwirklicht wurde und wahrscheinlich niemals verwirklicht werden kann bzw. muss – eine zur Realität gewordene Idee stirbt –, in ihrem Gehalt gefährdet ist und möglicherweise aus dem Blickfeld gerät, die andere.

Genauso könnte der Trend zu Evaluierungen und Qualitätsbestimmungen, zum Ranken, Vergleichen und Messen, der in unserer Zeit en vogue geworden ist, als die Bildungsidee gefährdend angesehen werden. – Vielleicht könnte dieser Trend den beiden Trieben, die Nietzsche benannte, als dritter hinzugefügt werden. – Die Erwartungen jedenfalls sind hoch. Das Ziel ist es, Bildungsstandards zu überprüfen und Benchmarks zu erreichen, Qualität zu sichern und ein bestimmtes Niveau zu halten. Dass dabei – möglicherweise ganz bewusst – übersehen wird, dass Bildung nicht gemessen werden kann, genauso wenig, wie sie vermittelt oder erworben werden kann, liegt vielleicht an der Verwechslung des Bildungsbegriffs mit dem Kompetenzbegriff beziehungsweise der flexiblen Verwendung dieser Begriffe: einmal werden sie gleichgesetzt und sind austauschbar, dann wieder wird Bildung als eine Kompetenz gehandelt und ein andermal ist es notwendig beide – Bildung und Kompetenz – zu haben, man braucht sie beide. (vgl. Schirlbauer 2007) Eine Form der Tests zur Bestimmung und zum Vergleich von Qualität und Leistungsfähigkeit der Bildungsinstitutionen, Lehrenden und Lernenden verschiedener Länder, die durch die Überprüfung und Messung von Kompetenzen Rückschlüsse auf den Bildungserfolg ermöglichen sollen, sind die PISA-Studien. Dass mit dem in Mode gekommenen und als notwendig erachteten Trieb der Qualitätsmessung



die Empirie in der Bildungswissenschaft in den Vordergrund rückt und dabei die Bildungstheorie ins Abseits gedrängt wird, ist ein weiterer Aspekt, der mit Bourdieu kritisiert werden könnte.

### ***Bildungstheorie im Abseits***

*Vom Wiegen wird die Sau nicht fett.*

Die PISA-Studien werden in der Wissenschaft vieldiskutiert und kritisiert. Auch mit Bourdieu lassen sich so manche Kritikpunkte erhärten, wenn man die Hinweise und Anstöße in Hinblick auf Fehlerquellen und Gefahren, die sich bei der wissenschaftlichen Auseinandersetzung ergeben können, beachtet. Es handelt sich dabei um so mancherlei Brüche, die Bourdieu dem wissenschaftlich Tätigen abverlangt: u.a. einen Bruch mit dem linearen Denken, der einhergeht mit der Anerkennung der Vielfalt der Praktiken und dem „Versuch der Rekonstruktion des in jedem Einzelfaktor enthaltenen Beziehungsgeflechts“ (FU, 184). Konkret heißt das, dass eine Beschränkung des Erkenntnisgewinns allein in Bezug auf die von den Indikatoren ausgesagten Ergebnisse keine vollständige und somit fehlerhafte Aussage liefert. Es werden die den Einzelfaktoren immanenten Beziehungen ignoriert, die Indikatoren als gleichwertig betrachtet und einzig auf das zu erwartende Ergebnis geachtet. „Dem Intuitionismus, diesem unvermeidlichen Begleiter des positivistischen Vertrauens in die nominale Gleichheit der Indikatoren, ist mithin nur zu entkommen, indem der soziale Wert jedes Merkmals wie jeder Praxis [...] einer im strengen Sinne unendlichen Analyse unterzogen wird. [...] In der Tat können sich mangels einer [...] vorgängigen Analyse der sozialen Bedeutung der Indikatoren noch die scheinbar strengsten Kriterien verpflichteten Erhebungen für eine soziologische Interpretation als untauglich erweisen.“ (FU, 45)

Bourdieu ist als Soziologe ebenso daran interessiert, Nicht-Messbares messbar zu machen, Phänomene zu operationalisieren, um sie objektiv beschreibbar und vergleichbar zu machen. Darüber hinaus aber weist Bourdieu wiederholt darauf hin, dass es nicht genügt und meist zu Irrtümern führt, wenn Testergebnisse von wissenschaftlichen, empirischen Studien, deren Zweck die Untersuchung und Analyse von beispielsweise soziologischen oder bildungspolitischen Konstrukten, wie soziale Klassen oder Bildungsstandards, ist, für sich allein genommen werden und ohne sie in Beziehung zu

setzen, interpretiert werden. Dies erfolgt meist durch die Überprüfung und Messung von konstruierten bzw. operationalisierten Faktoren (z.B. Bildungsziele, wie Lesekompetenz) mittels Indikatoren, die beobachtbar sind (z.B. die Anzahl der richtig gelösten Aufgaben), was auf der einen Seite einen Rückschluss auf die Effizienz des Schulsystems und das Bildungsniveau der getesteten Schüler\_innen erlauben soll und auf der anderen Seite ein Aufdecken von Mängeln in den diversen Schulsystemen. Außerdem ist es unerlässlich empirische Forschungsvorhaben theoretisch zu fundieren und anschließend die Ergebnisse auf die Theorie rückzubinden, um diese weiterentwickeln zu können. „Die reflexive Wendung auf das Instrumentarium der Untersuchung läßt sich folglich nicht als bloßer epistemologischer Skrupel abtun; sie ist vielmehr unabdingbare Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Gegenstandserkenntnis. Nur positivistische Faulheit führt dazu, die gänzlich defensive Verifikationsabsicht auf das Problem der Stärke der festgestellten Relation zu konzentrieren, statt das Messen der Relation selbst auf seine Voraussetzungen hin zu hinterfragen, die der relativen Stärke der verschiedenen Relationen zugrundeliegen.“ (FU, 164) D.h., dass das Ergebnis bspw. einer PISA-Studie ohne die Untersuchung der im Feld Schule vorherrschenden Relationen und Beziehungen, der jeweiligen Dispositionen zum Feld, „das selbst [...] ‚eine dynamische Situation‘ darstellt, in der Kräfte sich nur in der Beziehung mit bestimmten Dispositionen äußern“. (ebd.) Dass der Forschende selbst, der mit bestimmten (unbewussten) Erwartungen, Vorahnungen und Einstellungen – seinem Habitus – im wissenschaftlichen Prozess eine nicht zu vernachlässigende Einflussgröße darstellt, macht eine ständige (Selbst-)Reflexion des forschenden Wissenschafters unerlässlich, um eine Bestätigung der zu erforschenden Verhältnisse und deren Reproduktion durch eine Erhebung der Messergebnisse zu einem Soll zu unterbinden, eine „normative Empirie“ zu vermeiden. (vgl. Koch 2004) In „Homo academicus“ schreibt Bourdieu: „Die objektive, objektivistische und strukturalistische Analyse der Strukturen einer Welt, in die der Objektivierende selber eingebunden ist und von der er eine Primäranschauung hat, die durchaus die objektive Analyse überdauern kann, enthüllt schon dadurch ihre Beschränktheit, daß sie zum Beispiel die Aufmerksamkeit auf individuelle wie kollektive Abwehrstrategien lenkt, die häufig in Gestalt der Verleugnung auftreten und die darauf abzielen, gegen die von der Wissenschaft (mittels einer Alltagsleben de facto wie de jure

ausgeschlossenen Totalisierung) konstruierten Anschauungen der Handelnden für diese selbst und für die anderen aufrechtzuerhalten.“ (Bourdieu 1992 HA, 12f.).

### ***Problem Chancengleichheit***

*Alle Menschen sind gleich.  
Manche sind gleicher.*

*Die Verschiedenheit der Köpfe ist das größte Hindernis aller Schulbildung.  
Darauf nicht zu achten ist der Grundfehler aller Schulgesetze.  
(Johann Friedrich Herbart)*

Die Inkorporierung objektiver Strukturen und gesellschaftlicher Verhältnisse, die den Menschen von Geburt an zu dem macht, was er ist und eher mehr als weniger seine Laufbahn bestimmt, hat zur Folge, dass Kinder beim Eintritt in die erste Bildungsinstitution wesentlich verschiedene Habitusformen, also höchst ungleiche Startbedingungen mitbringen. Einerseits sind es Kinder aus der oberen gebildeten Bürgerschicht, deren bisheriges Leben von der Distanz zur Notwendigkeit geprägt war, deren familiales Umfeld einen ungezwungenen Umgang mit Kunst und Kultur ermöglichte, deren Denk- und Sprachschemata mittelbareren, überwiegend abstrakteren Strukturen gehorchen, als jene der Kinder, die, andererseits, aus unteren, bildungsfernen Schichten kommen, deren Aufwachsen bestimmt war durch die Zwänge der Notwendigkeit, deren Denken und Sprechen eher am Unmittelbaren, Dinglichen und Kontextgebundenen (vgl. Bernstein 1972) hängen. Darüber hinaus gibt es noch eine dritte, verhältnismäßig große Gruppe, nämlich die Kinder aus bildungsbeflissenem Haus. Diesen Kindern wurden schon frühzeitig bewusst gesetzte Förderungsmaßnahmen zuteil, ihre Denk- und Sprachschemata sind zwar orientiert an jenen der mit legitimierender Macht ausgestatteten Oberschicht, jedoch stets an eine gewisse Zwanghaftigkeit und Leistungsorientiertheit gebunden. Die Bildungsinstitutionen sehen sich also von Anfang an zumindest drei divergierenden Gruppen gegenüber. Dass die Bildungsinstitutionen ihrerseits wiederum geprägt sind von den Maßgaben des mittleren Geschmacks, wird oft ignoriert und führt somit zur ständigen Reproduktion der vorherrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse und Strukturen. Gerade im Zusammenhang mit Schulleistungsvergleichsstudien wäre ein Mitdenken dieser Tatsache unbedingt notwendig und zielführend, um bestimmte aus den empirischen Erhebungen resultierende Schlussfolgerungen nicht einseitig zu referieren und somit lückenhaft publik zu machen

und blinde Flecken zu akzeptieren. Gewisse Aussagen und Thesen der PISA-Studien wären dahingehend zu überdenken, so z.B. wird der Grund für das Schlechtabschneiden von Schüler\_innen, die in bildungsferner Umgebung aufwuchsen, deren Herkunftsmilieu zu geschoben und gleichzeitig die Tatsache ignoriert, dass gesellschaftliche und bildungsinstitutionelle Rahmenbedingungen dabei eine bedeutende Rolle einnehmen. Im Zusammenhang mit den PISA-Studien und der Frage nach dem Schulabschluss der Eltern in Hinblick auf das Ergebnis, macht Erich Ribolits darauf aufmerksam, dass

„bei den diversen Schulleistungsvergleichsuntersuchungen besonders häufig solche Heranwachsende schlecht abschneiden, deren Eltern über keinen oder nur über einen sehr niedrigen Schulabschluss verfügen. Die dem Begriff innewohnende These lautet: Da bildungsferne Eltern das in weiterführenden Bildungsgängen vermittelte Wissen sowie die dort für ein erfolgreiches Bestehen notwendigen Einstellungen selbst nicht besitzen, ist es für sie auch nicht möglich, ihren Kindern das für das „höhere“ Bildungssystem nötige Wissen, bzw. die dort herrschenden Praktiken und Möglichkeiten zu vermitteln, was dazu führt, dass deren Schulleistungen auf niedrigem Niveau stagnieren. Abgesehen davon, dass durch die Fokussierung auf die Tatsache der Bildungsferne, die Schuld für die Benachteiligung von Kindern aus niedrigen sozialen Schichten klammheimlich auf deren Eltern abgewälzt und von Übervorteilungsmechanismen in der Gesellschaft bzw. im Bildungssystem abgelenkt wird, transportiert der Begriff Bildungsferne auch eine aus der Interessenslage sozial Benachteiligter äußerst problematische Sichtweise von Bildung: Bildung wird gleichgesetzt mit dem Erreichen höherer Schulabschlüsse bzw. dem Nachweis der im Rahmen von Schulleistungsvergleichsuntersuchungen getesteten funktionalen Kompetenzen; als gebildet gilt, wer den – oftmals mit kulturellem Nimbus verbrämten – Brauchbarkeitsvorgaben des Verwertungssystems entspricht. (Ribolits 2008)

Wenn man nun das Augenmerk auf die schulische Laufbahn legt, wird klar, dass zunächst jede schulische Laufbahn in einer Gesamtschule beginnt, nämlich der Volksschule. Bei näherer Betrachtung erscheint diese gar mehr so gesamt, wie man zunächst vermuten könnte: wenn z.B. Wien betrachtet wird, kann festgestellt werden, dass jeder Bezirk mehrere Volksschulen hat<sup>63</sup>, das bedeutet, dass sich in einer Volksschulklasse die soziale Herkunft der Schülerinnen und Schüler nur wenig unterscheidet. Daneben gibt es noch die Möglichkeit der Wahl einer Privatschule mit speziellen Angeboten, so kann bereits

---

<sup>63</sup> Laut dem *Wiener Schulführer 2010/2011* hat der kleinste Bezirk Wiens hat allein schon vier Volksschulen und beispielsweise der 10. Wiener Gemeindebezirk 28.

URL: <http://www.schulfuehrer.at/application/sf/main.asp> (Stand: 11.05.2011)

sehr früh dem Willen zur Distinktion gefolgt werden – stellvertretend für das Kind durch die Eltern.

Das Problem, das nun bildungspolitisch mit der Forderung nach einer „Gesamtschule“ in den Vordergrund gerückt wird, betrifft erst die nächste Stufe des österreichischen Bildungswesens: die Wahlmöglichkeit in der Sekundarstufe I zwischen Gymnasium und Hauptschule wird oftmals als Grund für die Chancenungleichheit erkannt. Dass jedoch hierbei eine Umstrukturierung der äußeren Erscheinungsform der Schule erstrangig zur Diskussion steht und damit auf die inneren Dimensionen des Bildungswesens nicht (bzw. kaum) eingegangen wird, greift zu kurz. Mit Bourdieu gedacht, stünden einerseits die eingefahrenen strukturellen Bedingungen der Schule selbst im Vordergrund. Andererseits hat Bourdieu gemeinsam mit Passeron explizit darauf hingewiesen, dass die bestehende Ungleichheit, nicht nur durch ökonomische Faktoren (dies wäre zu engsichtig) bedingt sei und folglich hier anzusetzen sei, sondern dass die durch die kulturelle und soziale Herkunft bedingte Chancenungleichheit am Beginn der Überlegung stehen zu müsse.

„Zu meinen, wenn man allen gleiche wirtschaftliche Mittel bereitstelle, gäbe man auch allen, sofern sie die unerläßliche ‚Begabung‘ mitbrächten gleiche Chancen für den Aufstieg in die höchsten Stufen der Bildungshierarchie, hieße in der Analyse der Hindernisse auf halbem Wege stehenbleiben und übersehen, daß die an Prüfungskriterien gemessenen Fähigkeiten weit mehr als durch natürliche ‚Begabung‘ [...] durch die mehr oder minder große Affinität zwischen kulturellen Gewohnheiten einer Klasse und den Anforderungen des Bildungswesens oder dessen Erfolgskriterien bedingt sind. Für die sogenannten Bildungsfächer [...] müssen sich die Schüler Kenntnisse und Techniken aneignen, die niemals ganz frei von gesellschaftlichen Wertvorstellungen sind und oftmals im Gegensatz zu denen der eigenen Herkunftsklasse stehen. Für Kinder von Arbeitern, Bauern, Angestellten und Einzelhändlern bedeutet Schulbildung immer zugleich Akkulturation.“ (IdC, 40)

Das soll heißen, dass sich v.a. die Kinder der unteren Schichten einer ihnen fremden Kultur gegenüber sehen, daher dasselbe Bildungsangebot unterschiedlich erfahren wird. Das lässt sich wiederum auf die unterschiedlichen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata zurückführen. Für die pädagogische Praxis hieße dies, dass durch gleiche Behandlung aller, ohne Rücksichtnahme auf die verschiedenen Habitusformen, oder besser: ohne das Bewusstsein, dass der Habitus der Kinder auf Anforderungen und Situationen höchst konträr reagieren kann, da er in seiner Struktur jeweils anderen Regeln folgt, viel eher Chancenungleichheit geschürt wird.

Der zweite wesentliche Aspekt, den Bourdieu und Passeron in diesem Zitat ansprechen, ist das Phänomen der Begabung<sup>64</sup>. Es wird hier angedeutet, dass „Begabung“ weniger von Natur aus gegeben ist, wie zumeist unhinterfragt angenommen, sondern ein Resultat der Inkorporierung sozioökonomischer Verhältnisse, welches im jeweils angewendeten sozialen Feld dazu beiträgt, sich zurecht zu finden und somit handeln zu können oder eben nicht. Bourdieu verwendet hierfür auch die Metapher des Spiels, insofern nur jene, die die Spielregeln kennen, die Interesse an diesem Spiel haben und die die Voraussetzung mitbringen, um in dem Spiel einen Einsatz zu investieren, der einen Gewinn abwerfen wird. Wer das Spiel mit seinen Regeln kennt, hat die Fähigkeit zu antizipieren, damit die Chance mitzuspielen und zu profitieren. Man könnte diese Antizipations- und Partizipationsfähigkeit wohl leicht mit Begabung verwechseln, doch ist sie viel mehr ein Ergebnis des Verhältnisses des sozialen Raumes, in welchem das Spiel stattfindet, und dem Habitus des Akteurs – Bourdieu nennt dieses Verhältnis auch *Illusio*. (vgl. PV) Wenn nun ein Kind in die Schule eintritt, tritt es zugleich in ein Spiel ein. Es gelten hier gewisse Regeln und Gesetze, Werte und Normen, es wird ein bestimmtes – nämlich ein nach den Strukturen des Spiels geordnetes – Verhalten, Denken, Sprechen, (Vor-)Wissen anerkannt und zugleich als *natürlich* verstanden. Dass jedoch das Schulspiel den Strukturen des Geschmacks der Mittelschicht gehorcht, infolgedessen Kriterien und Maßstäbe hinsichtlich der Bildungsinhalte, der didaktischen Methoden, der Sprache und vielem mehr denen der bildungsbefflissenen Schichten entsprechen, bedingt zum einen eine Chancenungleichheit ersten Grades (bei keinem sportlichen Wettkampf sind die Startbedingungen derart unterschiedlich, insofern zumindest die Regeln und der Ablauf allen Teilnehmern bekannt sind) und zum anderen eine Ungleichheit bei der Bewertung und Anerkennung durch Dritte, in diesem Fall durch die Lehrenden, deren Habitus und Geschmack an den Kriterien des Kleinbürgertums sich orientiert, da sie zumeist selbst der Mittelschicht entstammen, seit ihrem sechsten Lebensjahr im Schulwesen sozialisiert wurden und folglich die objektiven Strukturen dieses Spiels inkorporiert haben. „Es kann vorkommen, daß ein Lehrer, der einen ‚brillanten‘ oder ‚begabten‘ Schüler einem ‚fleißigen‘ vorzieht, vielfach nur die sozial bedingte Einstellung zur Bildung beurteilt.“ (IdC, 41) Möglicherweise würde dieser von

---

<sup>64</sup> Dieser Zusammenhang von Begabung und frühe Vertrautheit wurde bereits beim Schifahren lernen angesprochen.

Bourdieu beschriebene Vorzug unter heutigen Umständen eher dahingehen, dass der bemühte, strebsame Schüler die Anerkennung bekommt, hingegen der wissbegierige, neunmalkluger als fordernd, aufmüpfig oder auffällig abgestempelt wird.

Bourdieu fordert eine „rationale Pädagogik“ (IdC, 82ff), wenn es darum gehen soll, soziale Strukturen mit ihren Chancenungleichheiten aufzubrechen und verändernd eingreifen zu wollen. „Mangels einer rationalen Pädagogik, die vom Kindergarten bis zur Hochschule methodisch und kontinuierlich die Wirkung der sozialen Faktoren kultureller Ungleichheit zu neutralisieren suchte, kann der politische Wille, allen gleiche Bildungschancen zu geben, die bestehende Ungleichheit selbst dann nicht überwinden, wenn er alle institutionellen und finanziellen Mittel in Bewegung setzte; umgekehrt könnte eine wirklich rationale, das heißt auf einer Soziologie der kulturellen Ungleichheit basierende Pädagogik zweifellos dazu beitragen, die Ungleichheit der Bildungschancen zu verringern.“ (IdC, 91) Dabei solle die pädagogische Praxis auf diese dem System und ihren Beteiligten immanente Ungleichbehandlung abgestimmt werden, die gegenseitigen Anforderungen von Lehrenden und Lernenden sollten präzisiert werden. (vgl. IdC, 90) Es obliegt vorwiegend den Professionalist\_innen, besonders den Lehrenden, die sich selbst und die eigene Rolle, die Lehr-/Lernsituationen sowie jegliche Kommunikationsprozesse in ihrem bzw. seinem Umfeld als Lehrende in Hinblick auf den Habitus und dessen sozioökonomischen Faktoren, zu reflektieren und zu analysieren. Genauso muss sich aber auch die Wissenschaft, im speziellen die Bildungswissenschaft, dieser Aufgabe stellen, in ihrer Forschungstätigkeit theoretisch und empirisch an Bourdieu anschließen (vgl. Friebertshäuser et al. 2009) und Erkenntnisse der empirischen Analyse wieder auf die theoretische Fundierung rückschließen. Für die Lehrer\_innenbildung könnte dies ein Gewinn sein, da der Reflexion der Lehr-/Lernprozesse sowie der Bildungs- und Erziehungsprozesse hinsichtlich der zugrundeliegenden sozioökonomischen und kulturellen Determinanten eine gute Basis geboten würde. Mit einer Umstrukturierung des Schulsystems in Form des Zusammenschlusses von Gymnasium und Hauptschule allein wird wohl dieses Problem nicht zu lösen sein.





# LITERATUR

- ADORNO, Theodor Wiesengrund (1971): Philosophie und Lehrer. In: Ders.: Erziehung zur Mündigkeit. Frankfurt: Suhrkamp. 29-49.
- ADORNO, Theodor Wiesengrund (2006): Theorie der Halbbildung. Frankfurt: Suhrkamp.
- ALKEMEYER, Thomas (2009): Lernen und seine Körper. Habitusformungen und – umformungen in Bildungspraktiken. IN: FRIEBERTSHÄUSER, Barbara; RIEGER-LADICH, Markus; WIGGER, Lothar (Hg.) (2009): Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 119-140.
- ALKEMEYER, Thomas (2003): Bewegen als Kulturtechnik. In: Neue Sammlung. Vierteljahres-Zeitschrift für Erziehung und Gesellschaft. 43. Jg., H. 3. 331-347.  
URL: [http://www.sport.uni-oldenburg.de/dozenten\\_dokumente/alkemeyer/MS%20%202%20Alkemeyer\\_Neue%20Sammlung.pdf](http://www.sport.uni-oldenburg.de/dozenten_dokumente/alkemeyer/MS%20%202%20Alkemeyer_Neue%20Sammlung.pdf) (Stand: 13.04.2011).
- BERNSTEIN, Basil (1972): Studien zur sprachlichen Sozialisation. Düsseldorf: Schwann.
- BICHLER, Thomas (1990): Kunst und Pädagogik als Alphabetisierungsaufgabe. Eine Dokumentation der Diskussion über den Beitrag von Klaus Mollenhauer. In: LENZEN, Dieter (Hg.): Kunst und Pädagogik. Erziehungswissenschaft auf dem Weg zur Ästhetik? Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 189-210.
- BOCKRATH, Franz (2005): „Ursprünglichkeit und ungebrochene Natürlichkeit.“ – Über reformierte Leiber und gelehrige Körper in der Bewegungsdidaktik. In: BIETZ, Jörg/ LAGING, Ralf/ ROSCHER, Monika (Hg.): Bildungstheoretische Grundlagen der Bewegungs- und Sportpädagogik. Hohengehren: Schneider, 24-55.
- BOURDIEU, Pierre; PASSERON, Jean-Claude (1971): Bildungsprivileg und Bildungschancen. In: Ders. (1971) : Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreich. Stuttgart: Klett. 19-91.

- BOURDIEU, Pierre (1985): Vernunft ist eine historische Errungenschaft wie die Sozialversicherung. In: BECKER, Helmut et al. (Hg.): Neue Sammlung. Vierteljahresschrift für Erziehung und Gesellschaft. 25. Jg., Heft 1. Stuttgart : Klett-Cotta. 376-394.
- BOURDIEU, Pierre (1985): Sozialer Raum und „Klassen“. Leçon sur la leçon. Frankfurt: suhrkamp. 9-46.
- BOURDIEU, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt: suhrkamp.
- BOURDIEU, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt: suhrkamp.
- BOURDIEU, Pierre; CHAMBOREDON, Jean-Claude; PASSERON, Jean-Claude (1991): Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis. Berlin: de Gruyter. 15-78.
- BOURDIEU, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt: suhrkamp. 139-186.
- BOURDIEU, Pierre (1992): Homo academicus. Frankfurt: suhrkamp.
- BOURDIEU, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt: suhrkamp.
- BOURDIEU, Pierre (2003): Soziologische Fragen. Frankfurt: suhrkamp.
- DELEUZE, Gille (1976): Nietzsche und die Philosophie, übers. von Bernd Schwibs. München: Rogner & Bernhard. 122-139.
- FRIEBERTSHÄUSER, Barbara; RIEGER-LADICH, Markus; WIGGER, Lothar (Hg.) (2009): Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- FRÖHLICH, Gerhard (1999): Maßstab Körper. Anthropometrie. In: heureka! (bm:vw) 6/99 (Körper) URL: [http://www.falter.at/heureka/archiv/99\\_6/06.php](http://www.falter.at/heureka/archiv/99_6/06.php) (Stand: 30.03.2011).
- FRÖHLICH, Gerhard; REHBEIN, Boike (Hg.) (2009): Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler.

- SCHULZ, Wolfgang (1965): Unterricht – Analyse und Planung. In: HEIMANN, Paul; OTTO, Gunther; SCHULZ, Wolfgang (1972<sup>6</sup>): Unterricht, Analyse und Planung. Hannover: Schroedel. 13-47.
- HUMBOLDT, Wilhelm von: Bildung und Sprache. Schöningshs Sammlung pädagogischer Schriften. Quellen zur Geschichte der Pädagogik. Hg.: MENZE, Clemens (1965). Frankfurt: Paderborn. 111-117.
- KANT, Immanuel (1974): Kritik der Urteilskraft. Werkausgabe X. Hg.: WEISCHEDEL, Wilhelm, Bd. X. Frankfurt: suhrkamp.
- KANT, Immanuel (1978): Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. In: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. 2. Werkausgabe. Hg.: WEISCHEDEL, Wilhelm, Bd. XII. Frankfurt: suhrkamp.
- KOCH, Lutz (2004): Normative Empirie. In: HEITGER, Marian et al. (Hg.): Kritik der Evaluation von Schulen und Universitäten. Würzburg: Ergon. 39-55.
- KOLLER, Hans Christoph: Grundzüge einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. In: LIESNER, Andrea; LOHMANN, Ingrid (Hg.) (2010): Gesellschaftliche Bedingungen von Bildung und Erziehung. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer. 288-300.
- LIESSMANN, Konrad Paul (2009): Schönheit. Wien: facultas.
- LIESSMANN, Konrad Paul (2010): Die letzte Kehre. Hommage an das Rennrad. In: ders.: Das Universum der Dinge. Zur Ästhetik des Alltäglichen. Wien: Zsolnay. 145-161.
- MICHEL, Burkard; WITTPOTH, Jürgen: Habitus at work. Sinnbildungsprozesse beim Betrachten von Fotografien. In: FRIEBERTSHÄUSER, Barbara; RIEGER-LADICH, Markus; WIGGER, Lothar (Hg.) (2009): Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 81-100.
- NAIRZ-WIRTH, Erna (2009): Die stille Pädagogik. Studien zum Forschungsparadigma Pierre Bourdieus. Frankfurt: Peter Lang GmbH.
- NAIRZ-WIRTH, Erna; MESCHNIG, Alexander; GITSCHTHALER, Marie (2010): Quo vadis Bildung? Eine qualitative Studie zum Habitus von Early School Leavers. Projektbericht. Arbeiterkammer Wien.

- NIETZSCHE, Friedrich (1964): Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten. In: NIETZSCHE, Friedrich: Unzeitgemäße Betrachtungen. Band 2. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag. 1964. 393-510.
- NIETZSCHE, Friedrich (1973): „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne In: NIETZSCHE, Friedrich: Werke. Kritische Gesamtausgabe. Band III.2: Nachgelassene Schriften 1870-1873. Berlin, New York: de Gruyter, 365-384.
- NIETZSCHE, Friedrich (1999): Nachgelassene Fragmente. KSA Band 13. München: Deutscher Taschenbuch Verlag/de Gruyter.
- NIETZSCHE, Friedrich (2009a): Also sprach Zarathustra. KSA Band 4. München: Deutscher Taschenbuch Verlag/de Gruyter. 12. Auflage.
- NIETZSCHE, Friedrich (2009b): Zur Genealogie der Moral. KSA Band 5. München: Deutscher Taschenbuch Verlag/de Gruyter. 10. Auflage. 245-412.
- OECD (2011): Growing income inequality in OECD countries: What drives it and how can policy tackle it?. Paris: OECD.  
URL: <http://www.oecd.org/dataoecd/32/20/47723414.pdf> (Stand: 11.05.2011).
- POLASCHEGG, Nina (2005): Populäre Klassik – Klassik populär. Hörerstrukturen und Verbreitungsmedien im Wandel. Köln: Böhlau.
- RIBOLITS, Erich (2008): Wer bitte sind hier die Bildungsfernen? In: schulheft 131, 3/2008: Schriftlos = sprachlos? Alphabetisierung und Basisbildung in der marktorientierten Gesellschaft. Studienverlag Innsbruck.  
URL: <http://www.trend.infopartisan.net/trd0509/t190509.html> (Stand: 24.05.2011).
- RÁSKY, Bela (2003): „Sportsmanlike“, Anmut und Disziplin. Unterschiede in der körperlichen Betätigung gesellschaftlicher Klassen in Österreich. In: Kakanien Revisited.  
URL: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/BRasky3.pdf> (Stand: 12. 04. 2011).
- SCHIRLBAUER, Alfred (2004): Humboldt incorporated – eine Bildungsidee aus dem Geiste des Fitnessstudios. In: DZIERZBICKA, Agnieszka; KUBAC, Richard; SATTLER, Elisabeth (Hg.) (2005): Bildung riskiert. Erziehungswissenschaftliche Markierungen. Wien: Löcker. 227-235.

- SCHIRLBAUER, Alfred (2007): Kompetenz statt Bildung?. In: Engagement: Zeitschrift für Erziehung und Schule. H. 3. 179-183.
- SCHRITTESSER, Ilse (2009): Vexierbild Bologna-Reform: Überlegungen zur Zukunft der europäischen Universität vor dem Hintergrund von Studienreform und Universitätsentwicklung. In: Pädagogische Rundschau. 63. Jg., Heft 6. 695-706.
- SCHOPENHAUER, Arthur (1859): Die Welt als Wille und Vorstellung. Band I. Dritte, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Leipzig: Brokhaus.
- SCHWIER, Jürgen (2003a): Sport und soziale Ungleichheit. Vorlesung Sportsoziologie SS2003. Justus-Liebig-Universität Giessen.  
URL: <http://www.uni-giessen.de/~g51039/vorlesungVI.htm> (Stand: 13.04.2011).
- SCHWIER, Jürgen (2003b): Sport und Individualisierung. Vorlesung Sportsoziologie SS2003. Justus-Liebig-Universität Giessen.  
URL: <http://www.uni-giessen.de/~g51039/vorlesungX.htm> (Stand: 13.04.2011).
- SIMMEL, Georg (1983): Die Mode. In: Philosophische Kultur. Gesammelte Essays. Berlin: Wagenbach, 26 – 51.



## **KURZZUSAMMENFASSUNG**

Der Soziologe Pierre Bourdieu hat mit seinem umfangreichen Werk auch für die Bildungswissenschaft relevante Ansätze und Theorien erarbeitet. Die vorliegende Arbeit ist eine verstehende Auseinandersetzung im Sinne der Hermeneutik mit der Habitus-theorie, wie sie Bourdieu in seinem Werk „Die feinen Unterschiede“ darlegt. Es wird mit Hilfe aktueller Beispiele versucht, die Theorie in die Jetztzeit zu übertragen. Außerdem wird die Theorie Bourdieus mit pädagogischen Ansätzen, klassischen Bildungstheorien und philosophischen Überlegungen in Verbindung gebracht. Anschließend und abschließend wird die Ökonomisierung der Bildung mit den dazugehörigen bildungspolitischen Ambitionen und Lösungsansätzen einer näheren Betrachtung unterzogen.

## **ABSTRACT**

In his wide-ranging work sociologist Pierre Bourdieu developed approaches and theories also relevant for educational science. This paper is a hermeneutical analysis of the theory of „Habitus“ as it is presented by Bourdieu in his book „Distinction“. By means of current examples this concept is applied to the present. Additionally, Bourdieu’s theory is linked with pedagogical, classical and philosophical approaches and aspects of education and „Bildung“. Afterwards and finally there is a closer examination of economisation of „Bildung“ including appropriate ambitions and approaches of educational policy.





# **CURRICULUM VITAE**

## **PERSÖNLICHE DATEN**

Name Karin Prähofer  
Geburtstag 10.02.1978  
Geburtsort Vöcklabruck, Oberösterreich

## **BILDUNGSGANG**

Seit 2006 Diplomstudium Pädagogik an der Universität Wien  
2001 – 2003 Bildungsanstalt für Kindergartenpädagogik Wien 21  
1998 – 2000 Kaufmännisches Kolleg an der Bundes-HAK I Salzburg  
1992 – 1997 Oberstufenrealgymnasium der Schulschwestern Vöcklabruck  
1988 – 1992 Private Mädchenhauptschule der Schulschwestern Vöcklabruck  
1984 – 1988 Volksschule Ungenach

## **UNIVERSITÄRE TÄTIGKEITEN**

SS 2011: Tutorin VO „Bildung und Geschichtlichkeit“ Prof. Pfeiffle  
Tutorin VO „Bildungstheorie und Gesellschaftskritik“ Prof. Schirlbauer  
WS 2010/11: Tutorin VO „Allgemeine Didaktik“ Prof.in Schritteser  
Tutorin SE „Bachelorarbeit - Ästhetische Bildung“ Prof.in Weiss  
WS 2009/10: Tutorin VO „Bildung und Geschichtlichkeit“ Prof. Pfeiffle  
Tutorin SE „Jean Piaget und Unterricht“ Prof. Pfeiffle  
SS 2009: Tutorin SE „Jean Piaget und Unterricht“ Prof. Pfeiffle  
WS 2008/09: Tutorin VO „Allgemeine Didaktik“ Prof. Schirlbauer

## **BERUFLICHE TÄTIGKEITEN**

- 2010: Kindergartenpädagogin Gemeinde Wien
- 2003 – 2007: Kindergartenpädagogin Gemeinde Wien
- 2000 – 2001: Officemanagement

# EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG

Hiermit erkläre ich, Karin Prähofer, eidesstattlich, dass ich die vorliegende Diplomarbeit selbständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und die den benutzten Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungskommission vorgelegt und auch nicht veröffentlicht.

---

Ort, Datum

---

Unterschrift